

GK 571



Geheimnes
CABINET

darinn allerhand

**Staats- und Liebes-
INTRIGVEN,**

Wie auch

Glücks- und Unglücks- Fälle

Bornehmer Minister,

*Nebst andern curiosen historisch-
und politischen Anmerkungen*

*Mehrentheils aus den neuesten Memoires und
geheimen Nachrichten
vorgestellt werden*

von

PHILISTORION.

Erste Eröffnung /

darinn

1. Lebens- und Liebes- Geschichte der
Madame de Maintenon.
2. Curiose Gedanken
über die Fortsetzung des Spanischen Successions-
Kriegs.
3. Caractere des Herzogs von Ormond.
4. Intrigven, wodurch Straßburg an Frankreich
übergangen.
5. Mißlungene Liebes- Intrigve
eines Herzogs aus Deutschland und einer
verlobten Braut.

Leipzig /

bey Friedrich Lanckischens seel. Erben. 1713.

1671

WILHELMUS

Philosophus

INTRODUCTIO

in Philosophiam

per Aristoteli

PRIMUM

LIBRUM

De Philosophia





Vorrede.

Die Welt ist ein Schauplatz, auf welchem die drey Haupt-Passionen der Menschen, die Ambition, der Geiz, und die Wollust, absonderlich die Liebe, eine seltsame Comödie, oder sage ich besser, Tragödie nach der andern präsentieren: und das Herz des Menschen ist das geheime Cabinet, worinn bey dem Irrlicht der thörichten Vernunft die Intriguen ausgedonnen werden, welche nicht nur einer jeden Person ihre Rôle geben, sondern auch alle Maschinen dirigiren. Es hat aber eine jede Passion gleichsam ihr besonderes Departement, und ihre besondere Werkstatt, wo sie ihre Piecen verfertigt. Die Ambition hat ihre Wohnung bey Hofe und in dem Cabinet grosser Herren und Staats-Ministres, allwo sie tausenderley Staats-Streiche auff's Tapet bringet, welche nachgehends so manch betrübtes und blutiges Schauspiel der Welt vor Augen stellen. Der Geiz hat sein Werk gemeinlich auf den Contoirs und in den Boutiquen, in den Cabarets, auf den Werkstätten, und auf den Markt-Plätzen, in den

): 2 Mes-

Messen und auf den Jahrmärkten, und fast überall, wo das Mein und Dein die Haupt-Materie einer menschlichen Handlung ist: und da ist selbiger auf tausenderley Finessen bedacht, wie einer dem andern das Geld mit guter Manier aus dem Beutel practiciren möge. Wo soll ich aber die Liebe hin logiren? denn es scheint nicht, daß diese an einem gewissen Ort ihren beständigen Sitz habe, sondern überall ihr Possenspiel treibe, wo ein wallendes Blut sich reget, und daß sie nicht nur bey Hofe, sondern auch auf Universitäten, nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande, nicht nur in den Pallästen, sondern auch in den Leimen-Häusern, solche Personen antreffen, welche ihre Liebes-Rölen artig zu spielen wissen.

Man wird hievon in diesem Geheimen Cabinet, welches ich dem geneigten Leser zum nützlichen und angenehmen Zeit-Vertreib eröffne, verschiedene Proben sehen: indem sich die Wirkungen der menschlichen Haupt-Passionen in denen darinn erzählten Begebenheiten ganz deutlich vor Augen stellen werden. Gleichwie ich aber auf die Staats- und Liebes-Intriguen mein vornehmstes Absehen gerichtet; weil diese den größten Eclat in der Welt machen: also will ich doch allhier von der Liebe noch ein paar Worte hinzu setzen, und von der vernünftigen und unvernünftigen Liebe meine Gedanken eröffnen.

Es

Es ist freylich wohl nichts angenehmer als Lieben, es ist aber auch nichts gefährlicher. So groß das Vergnügen ist, welches die vernünftige Liebe geben kan, so schlecht und schädlich sind gemeiniglich die Folgen, welche die unvernünftige Liebe nach sich zu ziehen pflaget. Was kan wohl angenehmer und vergnügter seyn, als wenn zwey Gemüther dergestalt in Liebe verbunden sind, daß sie nicht nur aufs vertraulichste mit einander umgehen, sondern auch Wechselsweise einander alle Gefälligkeiten und Dienste erweisen, welche zu Beruhigung ihrer Seelen, und Beförderung ihrer wahren Glückseligkeit gereichen können. Doch wo die Liebe ein wahres Vergnügen geben soll, so muß sie vernünftig seyn: die vernünftige Liebe aber muß nicht nur die Übereinstimmung der Gemüther, sondern auch die Tugend zum Grunde haben, und auf den rechten Zweck abzielen. Gleichwie nun dergleichen Liebe zwischen Personen von einerley Geschlecht im ledigen, und von beyderley Geschlecht im Ehestande eben nichts ungewöhnliches (ob wol etwas seltenes) ist: also sehe ich nicht, warum nicht solche auch zwischen Personen beyderley Geschlechts ausser dem Ehestande statt finden könnte; angesehen solche Liebe nichts anders, als eine vertraute Freundschaft seyn würde. Allein, weil die Menschen von Natur in der Thorheit stecken, so pflagen die meisten auch in der Liebe mehr ihren

thörigten Begierden, als der gesunden Vernunft zu folgen: daher kein Wunder, daß die vertraute Conversation zwischen Personen beyderley Geschlechts ausserhalb dem Ehestande insgemein vor was gefährliches gehalten wird.

Und in der That ist es nicht anders: die meiste Liebe in der Welt ist unvernünfftig. Massen die Personen, welche vorgeben, daß sie einander lieben, insgemein nichts anders, als die Sättigung ihrer thörigten Begierden, und die Empfindung fleischlicher Wohlüste zum Zweck haben, auch daher nicht wenig Excesse und Sottisen darinn begeben. Bey Berehlichten aber pflegen sich über die Begierde der Wollust noch andere Passions zu meliren: und das Schlimmste ist, daß die Kinder bey ihrer Berehligung insgemein mehr dem Ehr- und Geld-Geiz ihrer Eltern, als ihren eigenen oftmahls unschuldigen Neigungen und andern vernünfftigen Ursachen folgen müssen; und daß die Ubereinstimmung der Gemüther, und die Qualitäten der Personen dabey wenig in Consideration kommen. Doch diß ist ohne Zweifel die Ursache, daß so viel unglückliche Ehen in der Welt sich finden, und daß die Personen, welche einander niemahln warhafftig geliebet, einander bald überdrüssig werden, und entweder durch Untreue und Coquetterien, oder durch Zanck und Uneinigkeit das Leben einander sauer und verdrießlich machen.

Allein, dieses ist gar nicht zu verwundern, denn die unvernünftige Liebe kan keine andere Folgen nach sich ziehen, sie kan auch kein wahres und beständiges Vergnügen geben. Es ist wohl ein schlechtes Vergnügen, wenn das Gemüthe durch so mancherley widerwärtige Affecten verunruhiget, und bald mit einem allzuhitzigen Verlangen, bald mit Eifersucht, bald mit der Furcht einer Schande, bald mit Bekümmerniß oder Verdruß über die Kaltßänigkeit der Geliebten, gequälet wird: Wenn durch den übermäßigen Genuß der fleischlichen Wollüste die Kräfte des Gemüths und Leibes geschwächet, oder wol gar eine solche Kranckheit dem Leibe zugezogen wird, welche einen Menschen auch seinen besten Freunden zum Scheusahl machet: oder auch wenn ein Mensch durch dergleichen liederliche Aufführung sich vor der erbaren Welt prostituiret, seine Mittel verschwendet, und seine zeitliche und ewige Wolsahrt ruiniret. Wer dieses bedencet, der wird gar leicht begreifen, daß uns Gott die fleischliche Wollüste aus den allerweifesten Ursachen und zu unserm besten verbothen habe.

Man wird in dieser Meinung noch mehr bestättiget werden, wenn man sich ein wenig in der Welt umsiehet, und gewahr wird, daß es mit der unvernünftigen Liebe fast niemahln

Vorrede.

ein gut Ende genommen. Und das ist eben die Ursache, warum ich allhier dergleichen Liebes-Begebenheiten gesammelt habe: weil ich weiß, daß zumahl junge Leute mehr durch die Exempel, welche in die Augen fallen, als durch die Regeln der vernünftigsten und gründlichsten Morale afficirt zu werden pflegen. Mein Vorhaben aber ist, die Gemüther nicht nur zu ergöken, sondern auch, so viel möglich, zu bessern. Also bleibe ich dabey: *Omne iulit punctum, qui miscuit utile dulci.*

Adieu!



I. Lebens.



I.

Lebens- und Liebes- Geschichte

der

Madame de Maintenon,

Mit verschiedenen Particularitäten vermehret.

M Adame de Maintenon, welche das Glück aus einem niedrigen Stande bey nahe auf den Königlichen Thron erhoben, und aus einer Magd zu einer Beherrscherin eines mächtigen Monarchen gemacht hat, verdienet wohl, daß derselben in diesem geheimen Cabinet der erste Platz eingeräumt werde: absonderlich, da dero Leben nicht nur mit mancherley Wundernwürdigen Liebes-Intriguen angefüllet ist, sondern auch ihre Rathschläge in diejenigen Staats-Intriguen, welche eine Zeithero Europa verwirret, nicht einen geringen Einfluß haben. Ich weiß zwar wohl, daß das Leben dieser berühmten Dame bereits so wohl in Französischer als Teutscher Sprache beschrieben:

A

ben:

ben: wiewohl das Deutsche, welches ich mich erinnere vor einigen Jahren gesehen zu haben, nichts anders ist, als eine Uebersetzung aus dem Französische, so in den Amours des Dames illustres zu finden. Es ist auch dasselbe nur dieses Jahr wiederum unter den Titel: Le passe-temps royal de Versailles, ou Les Amours secretes de Madame de Maintenon sur de nouveaux Memoires tres-curieux zu Cöln bey Pierre Marteau herauskommen, und, wie auf dem Titel stehet, mit verschiedenen Particularitäten vermehret. Unterdessen glaube ich doch, daß es einen curiosen Leser in Deutschland nicht unangenehm seyn werde, wenn ich dasselbe mit noch vielen andern Particularitäten aus den Lettres historiques et galantes, den Portraits de la Cour de France, und den Memoires de la Guerre d'Espagne & de Baviere aufs neue vermehre, und in unserer Mutter-Sprache abermahl ans Licht stelle: wiewohl man finden wird, daß die Umstände, so in den angezogenen Schriften aufgezeichnet sind, nicht allemahl gar zu wohl überein stimmen.

Zwar würden wir vielleicht unsere Curiosität noch weit mehr vergnügen können, wenn dasjenige Werck, welches unter dem Titel: Histoire de Madame de Maintenon & de Monsieur d'Aubigné son grand pere, dem Herrn von Harlay, ersten Französische Ple-
nipo-

nipotentiaro bey dem Ruffwiczischen Friedens: Schluß von dem Autore im Manuscript zum Kauf angebothen, das Licht dieser Welt gesehen hätte: massen der Autor der Memoires de la Gverre d'Esp. & de Bav. versichert, daß diese Historie wegen der Particularitäten, so sie in sich gehalten, groß Aufsehen in der Welt würde gemacht haben. Allein der Herr von Harlay hat uns solches mißgönnet, indem er davor gehalten, er würde der Madame de Maintenon ein sonderbahres plaisir erweisen, wenn er ein solches Werck, welches zwar wohl geschrieben, aber doch derselben sehr würde mißfallen haben, nicht zum Druck gelangen liesse. Daher hat er solches dem Autori vor 30. Pistolen abgekauft, und der Madame de Maintenon im originali mit diesem Compliment zugeschickt: Wie er jederzeit ein eyfriges Verlangen gehabt/ dieselbe zu obligiren / und ihr einiges plaisir zu erweisen/ also habe er sich erfreuet/ dazu Gelegenheit zu finden / indem er ein solches Werck unterdrucken wollen / welches den Respect, so ganz Franckreich vor ihre Person und ihre berühmte Familie billig hätte / gar sehr würde verletzet haben. Der Überbringer ist eben der Autor der obgedachten Memoires gewesen, welcher denn solche angenehme Commision an seine Schutzgöttin gar gerne über sich genommen, wie

4
er solches in besagtem Buche pag. 123. und 204. selbst erzehlet.

In dem obgedachten Passe-temps royal, darinn das Leben dieser Dame enthalten wird uns der Ursprung derselben folgender gestalt beschrieben: Madame de Maintenon hat das erste Licht dieser Welt in America erblicket. Ihr Vater war einer von den ehrlichen Leuten, welche man wegen ihrer schönen Thaten dahin verwiesen hatte. Derselbe nahm, nach ausgestandener Sclaverey, wozu er verdammet war, ein klein Stück Landes ein, schlug daselbst seine Wohnung auf, und pflanzete Tabac, wovon er sich kümmerlich zu ernehren suchte. Damit es aber diesem Menschen an Gehülffen nicht fehlen, und sie gleichsam in einem irdischen Paradies leben möchten, so mußte ein Schiff mit Frauenzimmer an der Insul Martenique, wo sie sich befunden, anlanden. Diese erbare Personen, so bisher ihre Leiber der Venus zum Opfer gegeben, und gegen jederman, der es verlangte, sich gutthätig erwiesen, hatten das Verderben dieser Welt gesehen, und mußten nun auch die Schönheit der neuen Welt zu sehen bekommen. Sie submittirten sich dem Befehl der Justiz, reiseten aus Nieder-Poitou ab, und kamen zu Rochelle an; allwo das Gerüchte von ihren Thaten bereits erschollen war, und einen grossen Zulauff von Leuten,
die

die sie zu sehen begierig waren, erweckte. Man hatte auch daselbst einen solchen Respekt vor sie, daß der Magistrat ein gemeines Haus nicht vor würdig hielte, sie aufzunehmen, sondern in dasjenige Gebäude, welches so wohl wegen seiner Höhe, als auch des Baues, das prächtigste von ihrer Stadt war, nemlich auf den Thurm, wo die See-Laterne aufgesteckt ist, sie hinlogirte. Allein, sie pasirten allhier ihre Zeit sehr schlecht, weil sie aus Mangel verliebter Magnet-Nadeln nicht die geringste Lustbarkeit genießten konnten. Anderdessen, weil sie gleichwohl zur Vermehrung des menschlichen Geschlechts gebraucht werden konnten, so wurden sie eingeschiffet, und nach America übergeführt. Nachdem sie nun hieselbst angelanget waren, so mußten sie sich alsofort nach Gewohnheit des Landes paaren; und da fügte das Glück auch den Vater und die Mutter der Madame de Maintenon zusammen.

Allein, in den Portraits de la Cour de France finden wir folgende Nachricht, welche besonders in den Umständen, so die Mutter der M. de Maintenon betreffen, ganz anders lautet. Viel Leute bilden sich ein, heist es, diese Dame sey von der allerniedrigsten Herkunft der Welt, allein, sie haben Unrecht. Andere, so ihre Creaturen sind, und die ihr sonst angehören, geben vor, sie stamme von

Dem Hause d' Aubigni her, welches eine vornehme Familie, so aus Schottland ihren Ursprung hat, sich in Poitu n'edergelassen, und in Franckreich in grossen Ansehen gewesen; aber auch diese sind nicht besser unterrichtet. Denn diese Familie ist durch die Verfolgung des Duc d' Espernon, ihres abgesetzten Feindes, zu Grunde gangen. Die einen fehlen aus Unwissenheit, und die andern verwechseln die beyden Nahmen d' Aubigni und d' Aubigné. Diesen letzten führete der Großvater der Mad. de Maintenon. Der schlechte Unterscheid, welcher im Schreiben dieser beyden Nahmen ist, deren der eine allezeit beruffen, der andere aber unbekannt gewesen, hat die Welt, mit Hülffe einer kleinen Unverschämigkeit, leicht betriegen können; absonderlich, da es gleichsam unter der Gnade und Protection des Königs geschieht. Der so genannte d' Aubigné, von welchem wir reden wollen, war ein Gasconischer Edelmann, reformirter Religion, der unter der Regierung Heinrich des Bierdten, und Ludwig des Bierzehenden gelebet. Man sagt, er sey ein natürlicher Sohn eines vornehmen Hoff-Cavalliers gewesen: Doch diejenigen, welche von seinem Ursprung genauere Nachricht haben wollen, versichern, er sey Heinrich des Bierdten natürlicher Bruder gewesen, der ihn sehr liebte, und gegen den

er

er mit so viel Freyheit reden dürfen, daß man muthmassen kan, er sey ihm näher, als ein blosser favorit und Unterthan angegangen. Er war dieses Prinzen Stallmeister, als er noch König von Navarra war. Er hat die Historie von 1500 bis 1610 geschrieben; Allein, das Parlament zu Paris verdammt sein Buch, wegen einiger nicht allzu erbarn Erzählungen, so sich von Heinrich dem III. und einigen andern Fürsten darinnen befunden, zum Feuer. Man will ihm auch die Satyre unter dem Nahmen: Confession Catholique de Mr. de Sanci, und le Baron de Feneste belegen; Besgleichen die **Liebes-Geschichte** Heinrichs des IV. seines Herrn, unter dem Nahmen des **Grossen Alexanders**. Dieser hatte einen Sohn, Nahmens Franciscus d' Aubigné (welches der Vater der Madame de Maintenon ist) über welchen er sich in seiner Historie über die massen beschwehret. Er war der liederlichste Mensch von der Welt, den man wegen einiger beschuldigten Missethaten in das Gefängniß warf, woraus er sich aber durch Hülffe des Stockmeisters Tochter befreiete, mit welcher er nach America gieng, da er einige Bekantschaft hatte; weil ihn sein Vater schon einmahl, so wohl zur Strafe, als auch denen Leuten ihn aus den Augen zu bringen, dahin geschickt. Dasselbst heyrathete er entweder aus Liebe, oder aus

Erkenntlichkeit seiner Reise-Gefährtin. In dieser Ehe nun ward eine Tochter gezeuget, die sie Franciscam nenneten, so ihnd unter dem Nahmen der Marquise de Maintenon der ganzen Welt bekannt ist.

Hiermit kommen die Lettres Galantes fast durchgehends überein, nur daß sie uns weit mehr Umstände u. Particularitäten mitthellen. Nämlich von dem Großvater unserer Heldin melden sie, daß er ein Mann gewesen, der Verdienste und Ansehen gehabt, daß er der protestantischen Religion zugethan gewesen, und daß sein Körper in der Kirche St. Petri zu Geneve begraben worden. Der Vater, fahren sie fort, war ein Sohn dieses berühmten Daubigné. In seiner Jugend hatte er das Unglück, daß er der Justiz in die Hände fiel, welche ziemlich scharff mit ihm verfuhr; und würde es um sein Leben ohn Zweifel geschehen gewesen seyn, wenn nicht des Stockmeisters Tochter sich über ihn erbarmet, und ihm die Freyheit zuwege gebracht hätte. Diß Mägdgen war sehr liebreich, und von sehr gutem Gemüthe. Monsieur Daubigné, dem ihre Freuherzigkeit bekannt war, und der nöthig hatte sie zu menagiren, bemühet sich sehr ihr zu gefallen, und war auch glücklich darinn. Als er nun sahe, daß er auf ihre Zärtlichkeit Rechnung machen kunte, so bothe er ihr das enige Leben an, welches er nicht anders, als durch

durch ihre Vermittelung erhalten kunte, und schwur ihr, daß nichts als die Hoffnung sein Leben mit ihr zuzubringen Ursache wäre, sich solches länger zu wünschen. Die Schöne, so durch solche verpflichtete Rede zärtlich gerühret ward, und durch den hinzugesetzten Eydschwur sich genugsam versichert hielt, versprach ihm aus dem Gefängniß heraus zu helfen, mit ihm fort zu gehen, und ihm, wenn es nöthig wäre, bis an die Antipodes zu folgen, wann er sie nur bey erster Gelegenheit ordentlich heyrathen wolte. Da sie nun solcher gestalt ihrer Sachen einig waren, dachten sie auf nichts mehr, als auf ihre Freiheit. Monsieur d' Aubigné verließ sich auf die Vorsorge seiner Liebsten, welche auch so gute Anstalt machte, daß sie wenig Tage hernach ihn erinnerte, sich auf die folgende Nacht fertig zu halten. Sie hatte zu ihrem Vorhaben eine recht dunckele erwehlet, und führete sie also ihren Liebsten im Finstern durch solche Derter, da ihm die Liebe zum Leit-Stern dienete. Sie brachte ihn endlich in eine Gasse, da die Pferde ihrer warteten, nebst einem vertrauten Menschen, der sie auch glücklich in Sicherheit brachte: und Mons. Daubigné war gleichfals so ehrlich, daß er sein Versprechen erfüllte, und sich seine Liebste öffentlich antrauen ließ. Ihre Flucht hatte an dem Ort, wo sie durch-

gangen waren, groß Lermen verursacht, man hatte ihnen auch nachgesehen: Da man aber gesehen, daß keine Hoffnung sie wieder einzuholen, so ist es wieder stille geworden; und hat also Monk. Daubigne mit seiner jungen Frauen der süßen Freyheit genießten können.

Selbige hatte alles mitgenommen, was sie gekont, und hatte den Nachtschiff ihrer Mutter geplündert. Sie machten alles zu Gelde, und so lange das währte, so waren die beyden neu-vermählten die Glückseligsten von der Welt: Allein, weil dieses eben kein ansehnliches Capital war, so wurde es bald verzehret: und weil auch kein Mittel vorhanden war, den Mangel zu ersetzen, so befand sich Monk. Daubigne in eben so großer Gefahr, als woraus er entwischet war, indem es so weit, daß er fast Hungers sterben müßte. Sein größter Schmerz war, daß er seine liebste Ehegattin in eben solcher Gefahr sehen mußte, und daß eine kleine Creatur, so die Frucht ihrer Liebe war, gleichfalls dazu destiniret zu seyn schiene, daß sie das Licht eher verliere, als sie es gesehen. In dieser eusersten Noth faßte Monk. Daubigne einen sehr gefährlichen Schluß, wiewohl die Gefahr ihn nur allein betraf, er richtete auch solchen ins Werk ohne seine Frau um Rath zu fragen. Er gieng wieder nach Frankreich um einige Effecten zusammen zu raffen, und
da

Dadurch Lebens-Mittel zu verschaffen, in Hoffnung, so bald er eine kleine Summa würde aufgebracht haben, seine Frau wieder zu sehen. Er glaubte auch, weil man im Lande nicht mehr an ihm gedachte, er würde durch Hülffe guter Freunde incognito sich aufhalten können: allein, es bekam ihm sehr übel, denn er gerieth solchen Leuten in die Hände, die ihn verriethen, und aufs neue der Justiz auslieferten. Mons. Daubigné hatte von seiner Frauen keinen Abschied genommen, und sie hatte nichts von seinem Vorhaben gewußt, ohne durch einen Brief, den er aus dem ersten Nacht-Quartier an sie geschrieben. Sie zitterte über solche Zeitung; weil sie vor das Leben ihres Mannes, der ihr gar zu lieb war, Sorge trug; und als sie das Unglück erfuhr, welches sie billig besorget hatte, nemlich, daß ihr Mann wieder ins Gefängniß geworffen wäre, so war ihre Betrübniß unaussprechlich. Wann es möglich wäre, vor Schmerzen zu sterben, so wäre ohn Zweifel Madame Doubigné dieselbige Viertelstunde gestorben: Allein, sie wapnete sich mit Standhaftigkeit, und da sie sich nicht versprechen konnte, ihn zum andern mahl aus der oberschwebenden Gefahr zu erretten, so entschloß sie sich wenigstens selbige mit ihm zu theilen, und ohngeachtet ihrer hohen Schwangerschaft, wagte sie sich doch auf den Weg, und setzte ihre

Reiz

Reise unaufhörlich fort, bis sie zu ihrem Manne kame, welchem sie denn willig in seiner Gefangenschaft Gesellschaft leistete. Und in diesem Gefängniß gebahr sie diese berühmte Tochter, deren Glück die heutige Welt in Verwundrung sezet.

Die Anverwandten des Monf. Daubigné, so mit seiner Aufführung und Heyrath übel zufrieden waren, hatten ihn verlassen, und Madame de Vilette seine Schwester, war die einzige, die ihn besuchte. Sein elender Zustand, da er an allem, was ihm nöthig war, Mangel litte, gieng ihr zu Herzen: absonderlich aber war das arme Kind recht erbärmlich anzusehen: es lag da mit schlechtesten Lumpen bedeckt, der Hungers-Noth unterworfen, und hätte durch sein mattes Geschrey auch die hartesten Herzen erweichen sollen. Das Elend und der Gram hatten der Madame Daubigné die Milch gänzlich benommen, und da sie anders nichts hatte, womit sie ihr Töchterlein erquickten konte, so mußte sie alle Augenblicke gewärtig seyn, daß es ihr unter den Händen crepiren würde. Madame de Vilette hatte gleichfals ein Töchterlein, so nachgehends Madame de Sainte Hermine genennet worden; und weil ihre Amme viel Milch hatte, so nahm sie die kleine Daubigné mit sich, und ihre Amme mußte sie beyde stillen. Madame de Vilette schickte

te auch ihrem Bruder Leinen, so wohl vor ihn, als seine Frau; und einige Zeit hernach fand Monf. Daubigné Mittel, indem er die Religion veränderte, aus dem Gefängniß heraus zu kommen, dergestalt, daß er das Königreich räumen mußte. Weil er nun nicht Willens war, jemahls einen Fuß wieder hinein zu setzen, so bemühet er sich so viel Mittel zusammen zu bringen, daß er eine weite Reise vornehmen konnte, und gieng darauf mit seiner Familie zu Schiffe nach America: allwo er mit seiner Frauen in Ruhe gelebet, und haben sie beyde ihre einzige Sorge seyn lassen, ihre Kinder wohl zu erziehen. Sie sind aber weit glücklicher gewesen in derjenigen Sorgfalt, welche sie auf die Tochter gewandt, als welche ein rechtes Wunderwerck des Verstandes geworden: der Sohn, welchen man jezo Graf Daubigné nennet, hat zwar auch keinen Mangel daran; Doch kan man mit Wahrheit sagen / daß die Meriten in dieser Familie auf die Spindel gefallen seyn.

Diese beyden letztern Erzehlungen von dem Ursprung der Madams de Maintenon sind ohne Zweifel die wahrscheinlichsten: und ob wohl die erste in dem Haupt-Werck damit übereinkommt, daß nemlich ihr Vater Daubigné sich übel verhalten, und nachgehends mit seiner Frau in America gelebet, so siehet

het man doch wohl, daß die Autores der beyden letztern von den Umständen weit genauere Nachricht gehabt haben, als der Autor der ersten.

Die folgenden Begebenheiten und Glücksfälle der Madame de Maintenon werden in den Portraits de la Cour de France ganz kurz in folgenden Worten abgefasset: Man saget, daß eine Dame von Stande, so ihre Pathe gewesen, indem sie sich in ihren lebhaftesten Verstand verliebet, sie von ihrem Vater ausgebethen, und mit sich in Europa genommen, nachdem sie in Paris angelanget, habe ihr ihr geschickter Geist die Ränntnis und Hochachtung vieler Gelehrten und vornehmen Leute zuwege gebracht. Man redet von ihren Begebenheiten vor ihrer Ehe mit Monf. Scarron unterschiedlich.

Es scheint aber, daß dasjenige, was ich igo aus dem Passe-temps Royal erzehlen will, eine ausführliche Erklärung darüber seyn soll; wiewohl ich nicht gut davor bin, daß nicht verschiedene Umstände solten erdichtet seyn, indem mir die Erzehlung zuweilen einem Roman ziemlich ähnlich siehet. Zum wenigsten finden sich in den Lettres galantes von ihrer Ankunfft in Europa, von ihrem Auffenthalt in Franckreich, und von ihrer Bekanntschaft und Verhevrathung mit Monf. Scarron ganz andere Umstände, die mir

mir auch weit wahrscheinlicher vorkommen, als diejenigen, so in den passe-temps Royal angeführet werden. Es schreibet aber der Autor dieses Wercks folgendes:

Als unsere Heldin drey Jahr alt war, mußte sie bey der Madame de . . . ihrer Pathe, welche sie zu sich genommen hatte, das Indianische Feder-Vieh warten. In solcher angenehmen Verrichtung brachte sie gleichfals 3. Jahre zu: worauf ihre Pathe eine Reise thun mußte nach Europa, da sie denn selbige mitnahm, um sie bey zunehmenden Jahren ein wenig besser zu perfectioniren. Sie kamen endlich zu Rochelle glücklich an; von da reiseten sie nach Nieder-Poitou, altwosie eine Zeitlang, ohne einigen widerwärtigen Zufall zu erfahren, sich aufhielten. Das erste Unglück, so unserer Heldin begegnete, war der unvermuthete Todt ihrer Pathe. Sie war damahl ohngefähr 15. Jahr alt: und dieser Todes-Fall gieng ihr sehr zu Herzen, so, daß sie wohl hundertmahl wünschte, wieder in America zu seyn. Sonder Zweifel würde sie sich auch nicht haben zufrieden geben können, wenn nicht ein gewisser Bauer in der Nachbarschaft durch seine Complimenten sie hätte zu überreden gesucht, daß sie dasjenige bey ihm wiederfinden würde, was sie an ihrer Pathe verlohren hätte. Er hatte endlich vor
ei

einen Mann nach seinem Stande Mittel genug, nur war ein Bein ein wenig kürzer als das andere. Er hatte auch ein Auge weniger als andere Leute, und einiges Gebürge auf dem Rücken. Er hatte auch so viel Verstand, als zu dem Gewerbe, so er triebe, von nöthen war, aber auch mehr nicht, welches man wohl ohne Schmeicheley sagen kan. Lange Zeit vorher, ehe noch die Pathe unserer Heldin gestorben war, hatte unser Bauer, ich weiß nicht was vor eine Regung bey sich empfunden, die er nicht entdecken durffte: sonder Zweifel, weil ihn der Respect gegen die Madame de... nemlich die Pathe der Maintenon, daran verhinderte. So bald aber jene todt war, suchte er alle Mittel, diese anzureden. Da ward keine Messe gefungen, er fand sich dabey ein; es war keine Versammlung im Dorffe, er war mit dabey. Und wenn ein Jahrmarcht war, der was auf sich hatte, so war keine Art oder Couleur von Bändern, so er nicht kauffte, um ihre Gunst zu erwerben. Allein, er richtete wenig mit dieser stummen Sprache aus, und alle die fleißige Bedienungen würden vergebens gewesen seyn, wenn er sie nicht einmahl bey Gelegenheit angetroffen hätte, da sie Wasser schöpfen wollen. Soll ich auch helfen? sagte er. Ey! gab sie zur Antwort, ihr werdet mich oblgiren.
Er

Er that es, und war so überaus höflich, daß er ihr den Krug bis in seine Hütte trug. Wie er nun allein mit ihr war, fing er an: **Ist** nicht wahr/ ihr seyd sehr bekümmert über den Todt eurer Pather? Es war einerecht gute Frau/ die sehr für euch sorgte / und die nicht würde ermangelt haben/euch etwas weniges zu geben/ daß ihr hättet einen guten Arbeitsmann im Dorffe bekommen können. Doch/ fuhr er fort, ob sie euch gleich nichts nachgelassen hat/so habe ich doch so viel Liebe zu euch/ daß ich euch die Helffte von den Meinigen geben will/ wenn ihr wollet meine Frau seyn: ihr sollet nebst mir Herr davon seyn / und soll euch nichts mangeln. Lasset mir ein wenig Zeit/ gab sie darauf, es zu überlegen; morgen will ich euch bey unserer Scheune Antwort sagen. Unser verliebter Alopus war sehr vergnügt über diese Antwort, und als er ein wenig haseliret hatte, gieng er fort, und wartete mit Verlangen auf die Antwort des folgenden Tages. So bald war dieser nicht angebrochen, und die Stunde gekommen, so fand er sich an dem bestimmten Ort ein. Und als er sie nur von ferne erblickte, rief er: **Wie** stehets/ wollet ihr meine Frau werden? Sie sagte: **Ich** weiß nicht/ ich bin nicht eben ganz und gar abgeneigt es zu werden / doch

B

finde

finde ich auch noch keine gar zu grosse Liebe zu euch. Man muß hoffen / daß sich mit der Zeit alles geben wird. Ach meine liebe Guillemette, sagte er, wie lieb habe ich dich / ich will dir so viel gutes thun / und so viel schencken / daß du gleichsam wirst gezwungen werden mich zu lieben. Und in der That kam er niemals von einem benachbarten Marckt, da er ihr nicht Butter-Kuchen, Steck- und Näh-Nadeln, kleine Messerchen und andere dergleichen schöne Raritäten mitgebracht hätte. Als sie nun sahe, wie eifrig er sichs angelegen seyn ließe, sie zu bedienen, begunte sie ihm ein wenig gut zu werden. Sie sahe sich vom Vater und Mutter, Auserwandten und Freunden verlassen, von allen Mitteln entblisset, und ganz frembd im Lande: und auf der andern Seite sahe sie einen guten ehrlichen Arbeits-Mann, der sie beehrte, und der sie liebre. Er war wohl ein wenig heßlich; doch dieses würde nicht die erste Heyrath gewesen seyn, die die Noth würde zuwege gebracht haben. Denn wo man auf der Spitze stehet, da ergreiffet man das erste Mittel, so einem vorkommt, um sich zu erretten.

Sie bezeigte ihm demnach etwas mehr Gewogenheit, als sonst: und ihre Heyrath würde ohn Zweifel vor sich gangen seyn, wenn nicht eine vornehme Dame auf

ei:

einem benachbarten Schlosse für ihre Jugend, und den elenden Zustand, worinn sie sich durch die Verehlichung mit dem Bauren würde gesetzt haben, hätte zu Herzen gehen lassen. Selbige nahm sie also zu sich, und mußte sie anfangs vor Magd / nachgehends vor Kammer-Mägdgen dienen. Da vergaß sie nun ihren armen Bauren ganz und gar, und begunte ihren Verstand und ihr Wesen nach der mode des Adels einzurichten. Ihr armer Liebster wolte verzweifeln über seinen Verlust, er hatte sich auch bis aufs Schloß hingemacht, um sie zu sehen; aber man hatte ihn gewarnet, sich nicht weiter dafelbst antreffen zu lassen, wo er nicht eine brave Tragt Schläge davon tragen wolte. Diß kränckte ihm nun zwar sehr, doch hatte er noch immer Hoffnung mit ihr zu sprechen. Er wußte, daß sie etliche Tage hernach allein in die Kirche gehen würde: also machte er sich frühzeitig auf, damit er sie nicht verfehlen möchte. Wie sie in die Kirche gehen wolte, trat er zu ihr heran und wolte sie anreden: allein, ihre Kleidung, die sie ihm trug, hatte sie ganz stolz gemacht, daß sie ihn nicht einmahl anhören wolte. Es fehlte nicht viel, daß er alle Ehrebiethigkeit gegen den heiligen Ort verlohren, und sie wacker ausgemachet hätte: doch seine Vernunft behielt über seinen

nen Affect die Ober-Hand , daß er wartete , bis das H. Amt vollendet; als sie nun heraus gieng , schalte er sie brav aus , und rückte ihr wohl tausend mahl die geringsten bagatellen vor , die er ihr gegeben hatte. Zuweilen schwur er , dann bat er wieder , sie sollte doch die feurige Liebe nicht vergessen , die er ihr bezeiget hätte , und machte dabey hunderterley Stellungen , womit er aber nichts ausrichtete : denn sie gieng immer ihrer Wege fort , und hörte oder sahe ihn nicht einmahl an; welches ihm dergestalt zu Herzen gieng , daß er noch selbigen Tages mit einem schweren Fieber überfallen ward , und bald hernach sein Leben gar einbüßete.

Sie bekümmerte sich wohl ein wenig darüber , aber nur ein klein wenig ; denn es währete nicht zwei Stunden , so hatte sie ihn ganz vergessen. Sie blieb noch eine Weile bey solcher mittelmäßigen Lebens-Art , und vielleicht würde sie ihr Leben darinn zubracht haben , wenn nicht der Marquis de Cheureuse was Liebreizendes an ihr gefunden hätte. Er hatte sie das erste mahl bey dieser Dame gesehen , und nachdem er ihre Herkunft erfahren , war er bedacht , sie zu gewinnen. Er grieff sie überall an , wo er ihr bezukommen vermeinte , allein es war vergebens. Sie war bey einer tugendhaften Person , die stets ein Auge auf sie hatte , und

und die sie auf dem Weg der Ehren geführt hatte, wenn sie nur hätte darauf bleiben wollen. M. de Chevreuse, der den Hof gesehen hatte, wunderte sich über ihre abschägige Antwort nicht, sondern setzte seine Liebes-Verfolgungen fort, und zweifelte nicht, endlich zu seinem Zweck zu gelangen. Eines Tages, da ihre Frau Visiten hatte, und sie wider ihre Gewohnheit allein in ihrer Kammer war, kam er mit der größten Höflichkeit zu ihr, und fieng an: **Wie ist es / Mademoiselle? habt ihr denn geschwohren/jederzeit gegen mir grausam zu seyn / und meiner hefftigen Leydenschaft kein Gehör zu geben. Ich liebe auch Mademoiselle, ich habe euch solches etliche mahl mündlich gesaget / und meine Augen sagen es euch alle Augenblick: doch wollet ihr solches nicht leyden / und es scheint / daß ihr durch die Verachtung meiner Liebe nichts anders suchet / als daß ich tausend Marter ausstehen soll. Doch sie antwortete ganz kaltsinnig: Monsieur, ich habe weder Grausamkeit / noch Annehmlichkeit vor sie / ich kenne mich / und vergnüge mich demjenigen Respect vor sie zu haben / den ich ihrem Stande schuldig bin / von andern Sachen weiß ich nicht. Und wie sie das gesagt hatte, gieng sie mit Un-**

gestüm aus der Kammer hinaus zu ihren Cameradinnen, und wolte durchaus nicht bleiben, ob er sie gleich noch so sehr bathe. Nichts destoweniger ließ er keine Gelegenheit vorbeÿ, ihr etwas von seiner Liebe vorzusagen: und es schien, als wenn er einigen Fortgang hierinn verspürete, als er genöthiget ward, von einigen Land-Gütern, so ihm seine Base verlassen hatte, und so in etwas davon entfernet waren, Besitz zu nehmen. Er wolte ihr vor seiner Abreise noch adieu! sagen; aber er konte sie niemahls alleine antreffen, weil sie stets um ihre Frau, welche unpäßlich war, seÿn mußte. Also resolvirte er sich, an sie zu schreiben, welches er auch bewerkstelligte, so bald er an dem Ort angekommen war, wo er seÿn wolte: und damit solches desto beqvemer geschehen konte, so ließ er ihrer Frau ein Compliment machen, und sich ihres Zustandes erkundigen. Anfangs, als sie den Brief bekommen hatte, wußte sie nicht, ob sie ihn ihrer Frauen bringen, oder lesen sollte: endlich trieb sie doch der Fürwitz an, daß sie ihn eröffnete und las. Der Brief war so eingerichtet, wie die Briefe der Verliebten zu seÿn pflegen; darum will ich den Raum ersparen, und dem Leser den Inhalt selbst nachdencken lassen.

Sie war ganz bestürzt, da sie den Brief gelesen hatte, und wußte nicht ob sie antwor-

worten sollte oder nicht. Endlich entschloß sie sich, keine Antwort zu geben, auch den Bothen nicht wieder zu sprechen, daher sie sich zu ihren Cameradinnen so lange begab, bis er wieder hinweg war. Hernach that sie einen kleinen Spazier-Gang bey einem kleinen Wald auf der Nähe, und zwar ganz allein, da ihr denn die Lust ankam, den Brief nochmahlen durchzulesen. Anfangs thate sie sich ein wenig Gewalt an, ihre passion zu zwingen: doch die dem Frauenzimmer natürliche Neugierigkeit behielt die Oberhand; also laß sie ihn durch, und las ihn wieder durch. Anfangs schiene es, als wenn es nur ein blosses divertissement wäre, und als wenn der Brief keine Herrschaft über ihr Herz hätte: Aber hernach gefiel es ihr wohl, wenn sie ihn las, und sie fand gewisse Reizungen drinn, die ihre Augen gleichsam mit Gewalt an sich zogen, und endlich fieng sie an Reflexion darüber zu machen: Wie / fieng sie an, ein Marquis ist verliebt in mich / und zwar hefftig verliebt! Er biethet mir sein Hertz an, und seine Güter / und ich will es nicht annehmen! Mein / ich beginne meinen Fehler zu erkennen; ich will ihn lieben / er wird mich zu einer grossen Dame machen / und an statt daß ich hier andern dienen muß, werde ich hernach welche haben / die mich bedienen:

ich will hierdurch die Niedrigkeit meiner Geburth erheben. Doch / bestrafte sie sich selbst wieder / du weißt / wer du bist / wenn er dich liebet / so geschicht es bloß / um dir dasjenige zu rauben / was dir am liebsten auf der Welt ist : hernach wird er dich nicht mehr ansehen ; alsdann wirst du verlassen seyn ; nein / nein / besser ihn nicht geliebet / und deine Ehre erhalten. Als sie solcher gestalt zwischen diesen beyden Begierden schwebte , ließ sie den Brief fallen , und ward es nicht innen ; als sie aber ihren Spazier-Gang fortsetzte , kam eine alte Haus-Magd , die ihre Vertraute war ; die schliche so sachte , daß Guillemotte sie nicht eher gewahr ward , als da sie neben ihr stunde ; und da sie den Brief aufgehoben hatte , verbarg sie ihn , weil sie sich gleich einbildete , daß etwas Heimliches dahinter stecken müste. Darauf trat sie zu ihr , und suchte sie von ihren schwermüthigen Gedanken abzubringen. Ich habe euch noch niemals von solchem humeur gesehen , sagte sie zu ihr , es muß euch gewiß was sonderbahres begegnet seyn , verhehlet mir nichts von euren Sachen , und seyd versichert , wo ich euch kan behülflich seyn , daß ich es an nichts werde ermangeln lassen , sie schwazte ihr noch mehr dergleichen Dinge vor , aber sie kriegte keine rechte Antwort drauff ; also wolte sie

sie ihr nicht weiter beschwerlich seyn, sondern gedachte, der Brief würde ihr schon etwas von diesem Geheimniß entdecken. Und in der That, so waren sie nicht so bald wieder in ihre Kammern gekommen, so schloß die Alte die Thüre hinter sich zu, und las den Brief, wodurch sie denn hinter alles kam, was der Gvillemette solche Schwermüthigkeit verursacht hatte: Jedemnoch war sie nicht zufrieden, daß sie nicht wissen kunte, wie der Marquis mit ihr stünde, und was sein Brief vor einen Effect gehabt hätte. Sie kunte leicht gedencken, daß Gvillemette ihr dieses Geheimniß nicht entdecken würde; also beschloß sie die Zurückkunft des Marquis zu erwarten, damit sie von ihm etwas erfahren mögte: Und weil sie aus der Erfahrung wuste, daß ein Verliebter pflegt liberal zu seyn, so versprach sie sich nicht ein geringes Glück, wenn sie ihm in dieser Unterhandlung nützlich seyn könnte.

Mittlerweile hatte die arme Gvillemette ihren Kopff voll Grillen: Sie wolte den Brief nochmahln durchlesen, und suchte ihn deswegen in ihrem Schübsacke: aber es ist nicht zu beschreiben, wie sehr sie erschrack, da sie ihn nicht fand. Sie lief also fort an den Ort, wo sie ihn das letzte mahl gelesen hatte: Allein, sie traf ihn nicht an; also dachte sie nicht anders, als es würde nunmehr

mit ihr bey ihrer Frauen ganz aus feyn : tausenderley widerwärtige Gedancken beunruhigten ihre Seele , und sie veränderte sich in wenig Tagen ganz und gar. Ihre Frau, welche sie liebte , wolte die Ursache wissen : aber sie gab eine Unpäßlichkeit vor, und hat sie ihr niemahls die wahre Ursache gesagt; es hat auch niemand , als unsre alte Agnes, die Ursach gewußt. Diese wolte ihr nun gern ein Mittel dawider geben , deswegen begab sie sich in die Kammer der Patientin , und fieng an: Wie ist es , Gvillemette , ihr habt mir neulich bey dem Holke die Ursache eurer Schwehrmüthigkeit nicht sagen wollen, und ich würde auch wohl nicht dahinter kommen seyn, wenn ich nicht von ohngesehr den Brief gefunden hätte , der mir in der ganzen Sache ein Licht gegeben : Dieser ist die ganze Ursache eurer Bekümmerniß, aber er ist in guter Hand gewesen , und da habt ihr ihn wieder, niemand hat ihn gesehen , als ich. Ich bin euch jederzeit affectionirt gewesen , und werde es auch jederzeit seyn: aber ihr müßt mich zu eurer Vertrauten machen , und mir nichts von euren Intriguen verheelen. Gvillemette nahm den Brief mit Freuden an , und das halff nicht wenig zu ihrer Besserung , weil ihre Veränderung von nichts anders herrührte , als von der Furcht, daß ihre Frau den Brief möch-

te

te gesehen haben. Endlich danckte sie der Agnes, und vertraute ihr alle Sachen.

Unterdessen wolte Mr. de Chevreuse ver-
zweifeln, daß er keine Antwort bekommen.
Er beschloß den andern Brief zu schreiben,
und wenn selbiger keinen bessern Effect hätte,
alles zu verlassen, selbst hin zu gehen, und
an der Sache zu arbeiten. Er ergrieff dem-
nach die Feder, setzte ein Sonnet auf, und
schloß es ein in ein Billet, welches beydes
Herz-brechende Worte in sich hielt. Er
gab solches einem andern Diener, in Hoff-
nung, daß dieser seine Commission besser
ausrichten würde, als der vorige. Sel-
biger kam an auf dem Schloß, und nach-
dem er einige Gewerbe an die Dame be-
stellet, suchte er Gelegenheit mit Gvillemet-
te allein zu sprechen, und zu allen Glück-
tappfer sie in den parterren an: er grüßte
sie sehr tief, und sagte, daß er befehli-
get wäre, ihr ein Paquet einzuhändigen,
und auf Antwort zu warten. Sie kante die
Livrée, deßwegen stunde sie im Bedencken,
ob sie den Brief annehmen solte oder nicht:
Doch der Überbringer wuste sie so artig zu
überreden, daß sie ihn endlich annahm. Die
ganze Antwort bestund darinn, daß er kei-
ne bekommen würde. Also mußte er end-
lich abziehen, und seinen Herrn diese Post
bringen; welcher denn nicht so bald dieselbe

er

erhalten, da er seine nothwendigste Geschäfte in Ordnung brachte, und sich fertig machte, selbst dahin abzureisen; wie er denn auch des andern Tages darauf sich aufmachte, und auf dem Schloß dieser Dame ankam.

Er machte ihr also fort seine Aufwartung; hielt sich aber nicht lange auf, aus Ungeduld mit seiner allerliebsten Guillemette zu sprechen, welche aber sich so sehr bemühet, ihn zu meiden, als er sich bemühet, sie aufzusuchen. Sie war auch vor dißmahl glücklich hierinn; denn sie machte es allezeit so, daß sie bey ihre Frauen war. Der Marquis wolte verzweifeln, und ließ seine Ungeduld deutlich mercken: Doch, damit er selbige, so viel möglich, möchte verbergen, so besuchte er alle Mägden der Madame, unter andern, da er vor die Kammer der alten Agnes vorbei gieng, so grüßte er sie, und weil sie einander von langen Zeiten her kanten, so bate sie ihn herein zu treten, und so bald sie ihn hatte niedersitzen lassen, so fieng sie an: **Ich weiß nicht / Monsieur, was vor eine Melancolie dero Gemüth eine Zeithero eingenommen hat. Ich sehe / daß Sie nicht mehr so munter und aufgeräümet sind / als Sie zu seyn pflegen. Vielmehr siehet man sie immer in Gedanken / seuffzen / und die Augen zur Erden**

den niederschlagen. Frisch / mein Herr Marquis , nur nichts verheulet. Gvillemette ist Ursache dran. Verschweigen sie mir nur nichts / und seyn versichert / daß ich genungsam Mitleyden mit ihnen habe / und daß ich schon ihnen zu Liebe was unternehmen werde. Sagen sie mir nur / wie weit sie es über ihr Hertz gebracht haben / und wie sie stehen. Er antwortete darauf / weil ich dir denn alles sagen soll , meine liebe Agnes , so solt du wissen , daß sie sich bisher über mich moquirt hat , und daß sie mich fliehet , nicht anders , als wenn ich die Pestilenz hätte. Weiter kan ich dir nichts sagen ; mache , daß ich vergnüget werde , so will ich dir eine gute recompence geben , und da hast du vor erst 10. Louis d'or , welche du zum Hand = Geld annehmen kanst. Sie machte anfangs ein wenig Ceremonien , als wenn sie es nicht annehmen wolte ; endlich aber ließ sie sich doch überwinden , und versprach ihm , sich die Sache dergestalt angelegen seyn zu lassen , daß er sie loben solte.

Gvillemette nun , die sich nichts besorgte , hatte den Brief nicht so bald gelesen , als sie ihre vertraute Agnes suchte , um ihr von allen part zu geben. Sie traf selbige an / da sie eben den Marquis begleitet hatte : sie wies ihr alsofort den Brief , und fragte sie ,
was

was sie meinte. In Wahrheit, mein Kind/ sagte diese, es verdriest mich, daß ich nicht noch jung bin, und gefallen kan: ein solcher treuer Liebhaber sollte mir nicht aus meinem Garn entwischen, und ich wolte gewiß dieses Glück zu menagiren wissen. Ich rathte dir, als eine gute Freundin, mache dir die Sache zu Nutze, und weise ihn nicht so ab: er mögte sich an eine andere machen, die vielleicht die schöne Gelegenheit mit beyden Händen ergreifen möchte. Mit einem Wort: sie wuste sie so wohl zu überreden, daß sie versprach, hinführo dem Marquis besser zu begegnen. Wer war froher, als unsre Alte: sie schrieb ihm sofort, in welchem Stande die Sachen wären: und er machte sich darauf bereit, ihrer Frauen abermahl eine Visite zu geben. Nachdem er nun derselben seine Aufwartung gemacht, so gieng er ein wenig in den Garten spazieren, allwo er gleich unsre alte Agnes antraf, welche ihm denn alles weitläufftig erzehlte, was passiret wäre, und ihm zugleich einen Wincß gab, daß er die Gvillemette allein in ihrer Kammer sprechen könnte. Er lief gleich hin, und fand die Gvillemette mit ihren Leinen-Geräthe beschäftigt/ seine Anrede war: **Endlich/ Mademoiselle, Kan ich mich recht glücklich seelig schätzen / daß ich einen Augenblick mei-**

meine rechte Herzens-Meinung euch entdecken kan. Mademoiselle, ich liebe euch / ich bere euch an / antwortet meiner Liebe. Wie ist es? antwortet ihr mir gar nicht? wollet ihr mich zur Verzweiflung bringen? Auf dieses alles antwortete sie bloß durch Seuffzer, welche dem Marquis so viel zu verstehen gaben, daß die Agnes schon viel ausgerichtet. Jedennoch begnügte er sich mit dieser stummen Sprache nicht, sondern brachte endlich so viel heraus, daß er von ihr nicht gehasset würde. Er wolte dessen versichert seyn durch einen Kuß, aber sie wolte ihm dieses noch nicht so bald zulassen, doch benahm sie ihm nicht alle Hoffnung, hinführo dergleichen zu bekommen. Weil er aber gar zu hefftig verliebt war, so konte ihm dieses in seiner Leidenschaft noch keine Linderung geben: daher wäre er bald gar in Ohnmacht gefallen / wovon er doch einen geringen Anstoß bekam, daß er sich auf den nahesten henden Lehn-Stuhl setzen mußte. So bald er sich wieder erholet, sahe er sie mit einem matten Auge an, und machte ein Sonnet auf sie, welches hieher zu setzen nicht nöthig seyn wird.

Diese hefftige alteration, und diese ehrerbietliche Manieren des Marquismachten die Breche in dem armen Herzen der Gvillemette

vol-

vollends fertig : sie ließ ihm aber dennoch nichts merken , als nur so viel , daß er ihr nicht gleichgültig sey.

Unser Marquis erzehlete der Agnes , wie weit er gekommen , und besuchte die Gvillemette, so oft es ihm möglich war : er gewann so viel , daß sie ihm endlich bekannte , sie liebte ihn. Agnes half auch das Feuer wacker aufblasen , und mit einem Worte , sie brachtens endlich beyde durch ihr Zureden so weit , daß sie ihm des Nachts in ihrer Kammer ein Rendezvous verstattete , da sie sich denn wegen ihrer Sachen beredeten. Aber zu allen Unglück war eine vornehme Dame auf der Nachbarschaft , die hatte zwey von ihren Kammer-Mädgen durch den Todt verlohren : Weil sie nun wußte , daß auf diesem Schlosse deren viele waren , so ließ sie die Dame bitten , ihr eine oder zwey davon zu überlassen. Diese Dame, welche von dem Verständniß des Marquis mit der Gvillemette bereits einen Argwohn hatte , freuete sich , daß sie Gelegenheit fand, selbige abzuschaffen : um so viel destomehr , weil sie wußte , daß wegen eines alten Grolles der Marquis auf jenes Schloß nicht kommen dürffte. Sie befahl demnach unserer Verliebten und einer andern , sich zur Abreise fertig zu machen , und daß jene noch diese Nacht zum letzten mahl in ihrer Kammer

mer schlafen sollte, weil sie einige wichtige Vermahnungen an ihr zu thun hätte, wie sie sich aufführen solle. Diese Worte waren ihr wie ein Donnerschlag: ihre Frau, welche ihre Unruhe merckte, wolte die Ursache wissen; Doch sie besann sich bald auf eine Lügen, und der Sache desto besser eine Farbe anzustreichen, so vergoß sie einige Thränen, und hub an: Ohn Zweifel / Madame, ist ihnen mein Mißvergnügen bereits bekannt; wenn sie es aber auch aus meinem Munde wissen wollen, so wird sie das nicht befremden / daß / nachdem ich so viel Gnade und so viel Wohlthaten von ihnen genossen / ich recht empfindlich betrübet werde / daß ich sie verlassen soll / da ich sonst fest entschlossen war / ihnen mein Lebelang zu dienen. u. s. w. Ihre Frau antwortete ihr etwas hart: Ich schaffe euch von mir weg um eures Besten willen / es geschieht nicht auf ewig; nachdem ihr euch aufführen werdet / nachdem werde ich mich gegen euch erweisen; gehet nur und machet euch fertig, mir zu gehorsamen. Sie gieng hierauf geschwinde heraus, und erzehlte der Agnes, was sie vor einen unglückseligen Befehl bekommen hätte; setzte auch hinzu, sie sollte dem Marquis sagen, daß sie jederzeit gegen ihm dieselbige Gunst behalten werde, er sol-

E

te

te nur nichts auf dem Wege vornehmen: Denn, sagte sie, das würde einen grossen Lärm machen, und die ganze Sache entdecken, welche ich gern so geheim halten wolte, als mir möglich ist.

Nachdem nun Guillimette ihre Sachen eingepackt, begab sie sich in die Kammer ihrer Frauen. Diese gute Frau, welche bey nahe 60. Jahr in der Welt vorben gebracht, und grosse Erfahrung hatte, wußte, daß ein guter Baum gar leicht verderben könnte, wolte ihr vor ihrer Abreise noch einige gute Lehren geben, fieng demnach folgender gestalt an: Nachdem es Gott gefallen / mir meinen lieben Gemahl und Kinder zu nehmen / habe ich alle die thörigte Eitelkeiten verlassen / und habe mich bloß solchen Sachen ergeben / die uns ewig können glückselig machen. Weil ihr nun von hier gehet / und euch eine Zeitlang von mir entfernen müßet / so trage ich Sorge vor euch / wegen des Alters / darinn ihr euch befindet: weil ihr darinn vieler Gefahr unterworffen seyd. Ich will euch demnach aus meiner Erfahrung einige Regeln geben / wie ihr euch aufführen solt: und ich versichere euch, daß ihr werdet glückselig seyn, wo ihr solchen nachleben werdet.

Wort

- Vors erste, seyd gottesfürchtig ohne Verstellung, und hütet euch für Heuchelei, weil man sich dadurch unmittelbar an der Gottheit vergreiffet.
2. Hånget nicht zusehr den Lústen des Fleisches nach: denn wer die Wohlúste des Leibes dem Heyl der Seelen vorziehet, macht es wie diejenigen, die den Menschen erkauffen lassen, und suchen nur sein Kleid zu retten.
 3. Belustiget euch nicht gar zu sehr an der Welt, und laßt eure Kleidung modest seyn; suchet allezeit mehr die Seele, als den Leib zu zieren, denn sonst seyd ihr bey Gott nicht angenehm.
 4. Fanget niemahlen etwas an ohne Bedacht und reiffer Überlegung: denn wer ohn dieselbe eine Sache anfánget, darff sich nicht wundern, wenn sie nicht wohl ablaufft.
 5. Unternehmet nichts, was über eure Kräfte ist: denn wer so was unternimmt, der bringt nichts anders zuwege, als was unter der Hoffnung ist, die man davon gefasset.
 6. Gehet niemals das Gut eines andern mit neidischen Augen an; denn dadurch werdet ihr euch dessen, was ihr besizet, unwürdig machen.
 7. Flichet mit allem Fleiß dasjenige, was man die Liebe in der Welt nennet: gebet
- E 2 nie

- niemaln denen schmeichelhaften Reden eines jeden Menschen Gehör. Ein solcher macht euch zur Göttin in seinen Reden, der euch in der That zu der elendesten Creatur auf der Welt sucht zu machen. Verstopffet eure Ohren nach Art der Ottern vor die Stimme eines solchen Beschwerers, und seyd versichert, daß nichts der Reputation so schädlich sey, und den Verstand so sehr verderbe, als die Liebe: denn sie zündet nur ein Feuer an, um uns zu verblenden, und unser Gemüth zu verunruhigen. Sie wird nackend gemahlet, nicht nur ihre Unverschämtheit vorzustellen, sondern auch uns zu lehren, daß diejenigen insgemein kaum das Hemde behalten, die sich derselben ergeben.
8. Wo ihr euren Verstand der Wollust unterwerffet, so werdet ihr euch an einer Fackel verbrennen, welche gegeben ist euch zu leuchten.
 9. Flihet, so viel möglich, das Spiel: denn wer solches gar zu sehr liebet, der suchet in Armuth zu sterben.
 10. Gedencet länger, als einen Augenblick auf das, was ihr sagen wollet, und länger als zwey Augenblicke auf das, was ihr versprechen wollet: denn sonst müßt ihr befürchten, daß euch dasjenige, was ihr in der Ubereilung versprochen, lauter Verdruß machen werde.

11. Gehorsamet mit aller Ehrerbietigkeit und mit Freuden derjenigen Person, welcher ihr dienen werdet, und bemühet euch, so viel möglich, euch nützlich zu erweisen: laßt euch das nicht heissen, was ihr sehet, das gethan werden muß, und gedencket, daß man der Gütigkeit der Herrschafft gegen das Gesinde, durch nichts mehr Gewalt anthun könne, als wenn das Gesinde seine Dienste wohl verrichtet, nach dem Sprichwort: **Ein guter Diener macht einen guten Herrn.**

12. Seyd mit eurem Stande zufrieden: denn wer mit einem mittelmäßigen Glück nicht zufrieden ist, bemühet sich öftters, dasselbe zu verschlimmern, da er es sucht zu verbessern.

13. Bemühet euch nicht, eines andern Heimlichkeit zu wissen; seydt auch verschwiegen, daß ihr andern nicht leicht die eurigen anvertrauet: so bald dieses geschehen, seydt ihr nicht mehr Meister davon, und euer eignen Exempel rechtfertiget die Untreue, die euch ein ander erweisen könnte, indem er das Anvertraute ausschwalet.

14. Nochmahln sage ich euch, trauet denen Schmeichlern nicht: sie suchen anders nichts, als durch den Wind der Worte euch das Geld aus der Tasche zu bringen, und euch eure Ehre zu rauben. Summa, die ansteckende

Seuche der Pestilenz ist dem menschlichen Leib nicht so sehr zu fürchten, als der Gift der bösen Gesellschaft dem Gemüthe: und wer durch ausstudirte Worte jemand zu einem Laster zu überreden suchet, der nimmt einen parfümirten Dolch, und sticht ihm durchs Herz.

Sehet da! Guillemette, das ist es / was ich euch habe zu sagen gehabt / nehmet es wohl zu Herzen; und damit ihr es nicht vergesset / so habe ich es mit Fleiß aufgeschrieben / nehmet es hin / und lesset es zum öfftern mit Fleiß durch.

Guillemette versprach ihr solches, worauf sie sich zur Ruhe legten. Des andern morgens gieng die Reise vor sich, und ihre Frau verließ sie nicht, bis sie in die Kutsche gestiegen war; daß also die beyden Verliebten nicht kunten Abschied nehmen. Der Marquis blieb noch eine kurze Zeit da, hernach nahm er gleichfals Abschied, und begab sich auf eines von seinen Schlössern, welches etwa 2. Meilen von dem neuen Aufenthalt seiner Maitresse entlegen war. Sie wurde mit ihrer Gespielin wohl aufgenommen: aber die Folgen kamen mit dem Anfang nicht überein. Sie hatte mit einer Dame zu thun, die wir Olympe nennen wollen welche herrschsüchtig war, und ihre Leute übel tractirte, wie sehr sie sich auch beflissen, das ihrige zu thun. Dies

Diese Manier kam der Guillemette sehr spanisch vor; sie war von einer Person gekommen, die sie jederzeit als ihr Kind gehalten hatte, da sie hingegen hier wie in der Schlaverey war; welches sie denn sehr verdrießlich machte, und viel dazu half, daß der Marquis in ihrem Herzen desto mehr Platz bekam. Er wolte verzweifeln, und es gieng kein Tag vorbey, da er nicht vorbey ritte, allein, er konte sie niemahls gewahr werden. Endlich gebrauchte er sich einer List, welche ihm glücklich von statten gieng. Er gewann einen Bauren, welcher das Schloß mit Fischen versorgte: derselbe mußte der Guillemette, deren Gestalt er ihm beschrieb, einen Brief überbringen. Sie war anfangs ein wenig bestürzt, doch da ihr der Bauer versicherte, daß er ganz zu ihren Diensten wäre, versprach sie ihm des folgenden Tages eine Antwort zu geben. Der Inhalt des Briefes gieng dahin, daß sie ihm doch möchte erlauben, an einem gewissen Ort mit ihr zu sprechen. Sie bedachte sich endlich nicht lange, weil sie gern aus diesem verdrießlichen Zustand heraus wolte. Also schrieb sie folgenden Brief:

Monsieur.

Sieh sie gleich seit meiner Abreise von ...
nicht gesehen, so ist doch diejenige Liebe
E 4 in

in meinem Herzen nicht nicht erloschen, die sie darinn angezündet haben. Dessen zum Beweiß, belieben sie sich morgen um 4. Uhr im Frauenzimmer-Habit bey dem Wald einzufinden, der an dem grossen Weg stößet: da werde ich die Ehre haben, sie zu sehen.

Niemahls hat der Marquis grössere Freude empfunden, als da er diese Zeitung erhielt. Er küste den Brief wohl 20. mahl, und des folgenden Tages fand er sich zu rechter Zeit an dem bestimmten Ort ein, da er ihr denn tausend angenehme Sachen vorsagte. Sie beklagte sich über die hochmüthige Aufführung der Olympe, und daß sie so übel von selbiger tractiret würde. Er erboth sich gleich, sie aus dieser Tyranny zu erlösen; allein, sie wolte anfangs nicht, sondern sagte, sie wolte wieder zu ihrer vorigen Frau. Doch, er wuste ihr dieses so artig auszusprechen, indem er ihr vorstellte, daß sie doch stets in dergleichen Zustand würde bleiben, da sie hingegen bey ihm vollkommne Herrschafft über alle seine Güter haben solte. Also ließ sie sich endlich überreden, und willigte in alles, was er verlangte. Er bedankte sich zum schönsten, er umarmte sie, und küste sie aufs zärtlichste: wogegen sie sich eben so sehr nicht streubte, als sie wohl vor diesem gethan; und wenn es an einem andern

dem Ort gewesen wäre, möchte sie wohl schwerlich als Jungfer wieder weggangen seyn. Unterdessen küßte er ihre Augen, ihren Mund, ihren Busen, und wo er wolte, und war ganz auffer sich selbst. Sie ermunterte ihn endlich wieder, und bat, er mögte ihr doch zu gefallen einige Verse machen, weil sie eine grosse Liebhaberin davon, und er ziemlich glücklich darinn wäre. Er machte also gleich ex tempore welche über einen Kuß, die ihr denn vortrefflich wohl gefielen. Sie wechselten noch einige verliebte Reden und Küsse mit einander, endlich aber nahmen sie Abschied bis auf glückliches Wiedersehen.

So bald sie wieder in ihr Zimmer kommen war, überlegte sie die Sache in ihren Gedancken: da sie nun eben in ihrem Coffre etwas suchen wolte, so fiel ihr die Instruction ihrer vorigen Frauen in die Hände. Sie las solche mit einiger Verdriesslichkeit durch, weil sie sahe, daß darinn ihre gegenwärtige Aufführung getadelt ward. Aber was zu thun? sie hatte ihr Wort von sich gegeben, und die Sache war schon so weit gekommen, daß sie nicht wieder zurück treten kunte: und gleichwohl war die Instruction in der gesunden Vernunft und in dem Christenthum gegründet. Endlich warf sie die Instruction ins Feuer, und also kunte sie nicht weiter davon

beunruhiget werden. Unterdessen nabete der Sonntag her: drum eilte sie, ihre Sachen einzupacken, und zur bestimmten Zeit nahm sie ihr paquet unterm Arm, und gieng damit unvermerckt zum Schlosse hinaus. Zwey hundert Schritt davon fand sie ihren Liebhaber, welcher mit einer Kutschen mit 6. Pferden ihrer wartete. Sie setzten sich also beyde hinein, und lieffen wacker zufahren, daß sie in 2. Stunden auff sein Schloß ankamen. Hieselbst hatte nun der Marquis ein prächtiges Zimmer vor seine Maitresse zubereiten lassen, allwo er die Nacht bey ihr schlieff, und ihr diejenige Blume raubte, welche die Manns-Personen mit solcher Begierde suchen, und das Frauezimmer mit desto größerer Sorgfalt verwahren soll. Wie man sie nun auff jenem Schlosse nicht mehr fand, dachte man, sie hätte sich wieder zu ihrer vorigen Frau begeben: Man schickte hin, aber sie war nicht da; worüber si denn ihre vorige Frau sehr bekümmerte / und Olympe bemühte sich mit allem Fleiß zu erforschen, ob sie etwan ermordet wäre. Allein, es war alles vergebens, sie würden auch wol in langer Zeit nichts davon erfahren haben, wenn nicht ein Bedienter von ihrer vorigen Frau, der bey dem Marquis ein Gewerbe zu bestellen hatte, sie am Fenster gesehen. Dieser brachte die Zeitung der guten Frau, die sich denn
 zwar

zwar anfangs ein wenig darüber bekümmerte, doch endlich zufrieden gab, immittelst aber den armen Marquis von ihrem Schlosse verbannte, und ihn nicht mehr vor Augen sehen wolte.

Unterdessen paffirten die beyden Verliebten ihre Zeit ganz vergnügt, ohne daß sie an etwas anders als ihre Vergnügung gedachten. Der Marquis that auch einmal eine Reise nach Hofe, kam aber noch weit verliebter wiederum zurücke, als er vorhin gewesen war. Inzwischen ward der Richter in einem von den vornehmsten Dörffern des Marquis ein Wittwer; Da war der Marquis so fort bedacht, wie er diesen Platz wiederum mit der Gvillemette besetzen wolte. Es war ein ehrlicher Mann, der sehr reich und noch jung; Aber das war die Frage, ob der Richter die Nachlese von einem andern würde haben wollen, und der Leichtsinigkeit einer Frauen zum Deckmantel dienen. Doch hoffte er ihn zu gewinnen, und redte also mit der Gvillemette, und stellte ihr vor, daß diß eine sehr vortheilhafte Partie vor sie wäre, daß sie hierdurch wieder zu ehren kommen könnte, und daß es ihrem Liebes-Verständniß nichts würde hinderlich seyn. Denn, sagte er, mein Schatz, es geschieht bloß zu eurem Besten, und ihr dürfft nicht dencken, daß ich euch deswegen verlassen werde: ich wolte lieber alle mein Gut

ver

verlieren, und mich glücklich genug schätzen, wenn ich euch nur besitze. Allein, es ist nur deswegen, damit wir unsre Intrigven desto heimlicher halten können. Wenn es euch also anstehet, so wollen wir unser bestes thun, ihn an uns zu ziehen. Sie ließ sich überreden, und bedanckte sich vor seine gute Vorsorge; versprach ihm auch, ihre Person aufs beste zu spielen, um ihn ins Garn zu locken.

Der Marquis bat den Herrn Richter öfters zu sich: er beklagte ihn wegen des Verlusts seiner Frauen, er ließ ihn mit an seiner Tafel speisen, und ließ ihm so viel Zeichen seiner Gewogenheit spüren, daß der gute Richter nicht wußte, was es zu bedeuten hatte. Gvillemette unterhielt ihn öfters allein mit ihren Gesprächen, und es hatte niemals eine bestalische Jungfrau so viel Frömmigkeit und Sittsamkeit bezeigt, als sie in solchen Unterredungen blicken ließ, daß man sie gar vor eine Lucretia hätte halten sollen. Unterdessen erforschte der Marquis nach und nach die Meynung des Richters wegen einer andern Heyrath, worauf aber derselbe allezeit eine zwendeutige Antwort gab. Jedoch wolte der Marquis einsmahls darinnen den rechten Grund wissen, nahm ihn also nach der Tafel mit sich in den Garten, und fieng an: Ihr wisset, Monsieur, wie ich iederzeit eure Person estimiret habe, und wie ich euch allen meinen andern Justitians vorgezo-

gen

gen habe: ich finde auch an euch ein sehr honettes und höfliches Gemüth, daß ich also eine sonderbare Neigung gegen euch habe. Deswegen wolte ich euch gerne wieder mit einer guten Heyrath versorgen, und zwar hätte ich wol Lust, euch nach meiner Hand zu verheyrathen. Der Richter bedanckte sich alsofort vor den Ruhm, so er ihm beygelegt, vor die Güte, so er vor ihm hätte, und vor die Ehre, so er ihm täglich erwiese. Allein, sagte er, der Herr Marquis redet mit mir von einer Sache, daran ich nach dem Tod meiner Frauen noch nicht einmal gedacht habe. Ich zweiffle nicht, daß, da die Person von eurer Hand kommen sol, selbige von ungemeiner Ehre und Verdiensten seyn werde: Allein, kan man nicht wissen, wer die Person sey? Es ist das Frauenzimmer, sagte der Marquis, welches ihr oft auf dem Schlosse gesehen habt, welches mir an statt einer Hoffmeisterin gegeben ist, und vor dessen Tugend ich gewiß grosse Hochachtung habe. Sie hat viel Verstand, und über dieses 4000. livres, welche ich ihr mitgeben werde, wie ihr denn auch die erste erledigte Stelle im Land- Gerichte haben sollet.

Der Richter war so unverständig nicht, und so bald er die Gvillemette nennen hörte, verstand er die Lockungen, und nahm sich zugleich vor, daß er sich zu nichts verstehen wolte. Doch weil es sein Interesse erforderte, den Marquis zu

mena.

menagiren, so wolte er ihn nicht gleich durch eine abschlägige Antwort verdrießlich machen. Daher bedanckte er sich erstlich vor die Güte, so der Herr Marquis vor ihm hätte; sagte aber dabey, daß die Heyrath eine Sache von solcher Wichtigkeit wäre, die noch wol verdiente, daß man sich ein wenig darauff bedächte; wolte also in 14. Tagen seine Meynung schriftlich zu erkennen geben. Der Marquis drung darauff, er solte sich deutlicher erklären, allein es war vergebens. Er brachte die Zeitung der Gvillemette, welche aber gleich nicht viel gutes daraus urtheilte. Die Antwort ließ endlich ein; aber sie bestund darinn, daß er sich vorgenommen hätte/gar nicht wieder zu heyrathen; wo zu ihm sonderlich die Schrift eines gewissen Poeten bewogen, darinner das Elend und die Beschwerlichkeit des Ehstandes mit lebhaften Farben abgemahlet, welche er dabey schickte, und zugleich der Guillemette einen höfflichen Korb gab. Dem Marquis verdroß es freylich, daß die Sache nicht vor sich gieng: Doch trösteten sie sich durch die Fortsetzung ihrer Liebe.

Ungefehr um diese Zeit trug sichs zu, daß ein junger Mensch, der zallererst von der Universität kommen war/ in die Gvillemette sich verliebte, und sie ohn Zweifel geheyrathet hätte, wenn nicht ein gewisser Zufall dazwischen kommen wäre, welcher ihn an den Liebes-Verstand,

ständniß des Marquis mit seiner Maitresse nicht mehr zweifeln ließ. Dieser Zufall war eine gewisse Aufschwellung ihres Leibes, welche die arine Gvillemette durch die allzugroße Vertraulichkeit mit dem Marquis sich zugezogen hatte. So bald sie solches wahrnahm, bekante sie es dem, der Ursache daran war. Dem jungen Freyer aber, welchen sie zum Mann zu bekommen verhoffte, machte sie weiß, es wäre die Wasserucht. Dieser glaubte es eine Weile: aber endlich giengen ihm die Augen auff. Die freye Manier, welche er zwischen dem Marquis und der Gvillemette beobachtet hatte, kame ihm verdächtig vor, und eine Vertraute in dem Hause des Marquis entdeckte ihm das ganze Geheimniß, und die Ursache solcher Wasserucht. Sie ward auch nach 9. Monaten daran curirét; und ob wol die Sache ziemlich geheim gehalten war, auch der junge Mensch eben nicht suchte, sie zu berüchtigen: so wolte er ihr doch, ehe er sie verließ, die Ursache seiner Kaltsinnigkeit zu verstehen geben. Er machte also ein Carmen auff sie, darinnen er das Unglück, so sie betroffen hatte, sehr satyrisch durchzog; welches er ihr in Form eines Briefes zuschickte. Sie vermeinte eine Liebes-Erklärung zu bekommen: aber wie bestürzt ward sie, als sie sich so höhnisch durchgehechelt sahe. Doch wie sie bereits über dergleichen kleine reprochen hinaus

aus war, seit dem sie sich mit dem Marquis gemein gemacht hatte: so bekümmerte sie sich wenig darum, und ließ die Leute reden, was sie wolten.

Inzwischen vergaß der Marquis, was er ihr versprochen, und sieng an sie zu negligiren. Sie war noch glücklich genug gewesen, daß sie ihn 10 Jahr besessen: nachdem sie aber sahe, daß er sie nicht mehr achtete, so entschloß sie sich weg zuziehen. Sie bat ihn um Erlaubniß, er aber thate anfangs aus Höfflichkeit, als wenn er sie behalten wolte, doch willigte er endlich ohne grosse Mühe drein; Nun hatte sie sich bißher eine kleine Summe Geldes gesammelt, damit reysete sie nach Paris. Anfangs tractirte sie sich wohl, weil sie der guten Bissen so bald nicht entwehnen kunte, die sie bey dem Marquis' gegessen hatte. Allein, wie zu Paris alles theuer ist, so mußte sie ihre Unkosten ein wenig einziehen, und bedacht seyn eine Condition anzunehmen. Sie bat deswegen eine alte Unterhändlerin, ihr dergleichen zu verschaffen. Diese Frau sahe, daß sie noch jung, und ziemlich wol aussahe: schlug ihr also eine Heyrath vor. Sie warff es eben nicht gar zu weit, und fragte alsofort nach der Person, und deren Profession. Darauff sagte die Alte, es wäre Monl. Scarron, ein Poete. Der Nahme eines Poeten erfreute aisbald ihre Seele, und sie verlangte auch gleich ihn zu sehen. Doch die

die Alte hielte vor rathsam, sie vorher zu dem Ansehauen dieser Figur vorzubereiten, und ihr zum Voraus eine kleine Abbildung davon zu geben, damit der Anblick ihr nicht gar zu erschrecklich vorkommen mögte. Hört/ meine Tochter / sagte sie, ich muß euch die Person ein wenig beschreiben, eh ihr ihn sehet. Vors erste ist es ein junger Mann, der von einer mittelmäßigen taille, aber ein wenig incommodiret ist: seine Beme/ sein Kopff und sein Leib machen ihrer Situation nach fast die Gestalt einer 2 aus. Er hat sehr grosse und etwas tieffe Augen / eine Habichts-Nase / Zähne, die fast wie Heben-Holz aussehen / und etwas übel rangiret sind. Die Gliedmassen sind sehr subtil / ich meyne die sichtbaren; (Denn von den übrigen rede ich nicht) Aber er hat ungemein viel Verstand / mehr als andre Menschen: Und was noch mehr ist / so hat er zu leben; er hat eine pension vom Hofe / und ist ein Sohn eines Civil-Be- dienten. Jetze wenn ihr ihn sehen wollet / so wollen wir zu ihm gehen. Sie wars zufrieden, also giengen sie hin. Scarron, der von ihrer Ankunfft Wind bekommen, hatte sich angekleidet wie eine Puppe, und erwartete sie in seinem Stuhl. Wie sie kamen, empfing er sie mit aller ersinnlichen Höffigkeit; welchem denn Guillemette mit gleicher

D

Höfflig

Höflichkeit zu begegnen suchte; doch kunte sie sich des Lachens beytm Anblick dieser possirlichen Figur nicht enthalten. Ihre Conversation währte ohngefehr eine gute Stunde, hernach nahmen sie Abschied; die Alte aber brachte es dahin, daß sie noch etliche mal wieder hingienge. Bey der andern Visite wurden sie mit einer kleinen Collation regaliret, und als die Alte sich ohngefehr was zu thun machte, als wenn sie was holen wolte, so ließ Scarron die Vortrefflichkeit seines Verstandes hervor leuchten, und legte der Gvillemette seine Liebe vor Augen. Er sagte, er könnte leicht gedenccken / daß eine Person, die so wol aussähe, wie sie, sich nicht gerne würde bemengen wollen mit einem solchen halben Monstro, wie er wäre: Jedoch, sagte er, Mademoiselle, wenn ich mich darff selbst loben, so will ich sagen, daß ich nur ein etwas ungestaites Futteral vor meine Seele habe, und vielleicht wohnet ein Geist darinn, dergleichen sich wol nicht bey solchen Personen findet, deren taille von der Natur so wol versehen ist. Im übrigen wird eine solche Person wie ich jederzeit Respect haben, wenn man das Glück solte haben euch zu gefallen: Ich erkläre vielleicht meine Meynung gar zu deutlich: Doch, Mademoiselle, die Umschweifse sind nicht allemal gut in dergleichen Fällen.

Wie sie darauff antworten wolte, so trat
eine

eine von den Schwestern des Scarron hinein, daher sie mit ihrer Rede zurücke hielte, und also vor ditzmal ihre Erklärung nicht von sich gab. Aber in einer andern Visite wuste die Alte sie so artig zu überreden, daß sie ihm versprach, seine Frau zu werden. Er empfand darüber alle erfindliche Freude, und seit dieser glückseligen Bekenntniß unterließ er nicht, ihr fast alle Tage Liebes-Brieffgen zu schreiben, welches nicht wenig dazu half, daß sie beständig bey ihrer Meynung bliebe. Allein, es währte nicht lange, so entstunde eine kleine rupturo. Die Alte bemühte sich so fort, sie wieder zu vergleichen; aber Gvilleinette war hartnäckig, und schwuhr, sie wolte ihn weder sehen noch hören. Wie der arme Scarron das hörte, wolte er verzweifeln, absonderlich da sie alle seine Briefe weg geschmissen hatte. Doch erinnerte er sich, daß sie die Verse sehr liebte: also wolte er noch dieses versuchen, und schrieb ihr also viel Brieffgen auff eine solche Art. Anfangs warff sie sie weg, wie die andern, hernach las sie solche, aber sie wolte nicht darauff antworten. Nichts destoweniger unterließ unser Verliebter nicht, Brieffgen an sie zu schreiben: Seine Beständigkeit, seine ehrebiethige Sorgfalt, und die fleißige Bemühung der Vertrauten söhnten ihn wieder mit ihr aus. Weil er nun die Unbeständigkeit der Welt einmal probiret,

so hielte er nicht vor rathsam, die Sache lange aufzuschieben, sondern er beschleunigte sie dergestalt, daß sie in kurzen Hochzeit machten. Allein, er befand sich betrogen: Denn dasjenige, worinnen er sein Glück und Vergnügen hatte zu finden vermeint, verursachte ihm vielmehr das Gegentheil. Er fand die Breche schon gemacht, und daß bereits ein anderer oder mehr die Bestung erstiegen. Daher beschwerte er sich gegen sie, allein sie trachtete ihn ziemlich schändel, und leugnete die Sache so gar nicht, daß sie ihn vielmehr folgender Gestalt anfuhr: Eine Postur wie er dürffte sich gar nicht einbilden, daß er eine solche Frau, wie sie wäre, wolte ganz und gar besitzen, und er mögte sich noch glücklich schätzen, daß sie ihn admittirte. Diese Rede, die er sich nicht vermuthet hatte, brachte ihn zu der heusersten Bekümmerniß: Und wie ihm solches sehr schwehr auff dem Herzen lag, so wolte er sich davon erleichtern, und es seiner Schwester im Vertrauen entdecken, in Hoffnung, sie würde es ja wol nicht wieder sagen, und dadurch ihre eigne Familie beschimpffen. Allein man vertraue nur einem Weibes-Bilde ein Geheimniß; so wird es gewiß lange ein Geheimniß bleiben. Sie konte unmöglich schweigen, sondern vertraute es endlich einer guten Freundin, und diese wieder einer andern, biß es endlich jeder
man

mann wuste. Hierzu kamen noch andre Dinge, welche der arme Scaron dergestalt zu Herzen nahm, daß er vor Gram Bettlägerig ward, und endlich gar starb. Seine Frau schiene eben nicht so gar betrübt darüber zu seyn, sondern nur so viel es der Wohlstand erforderte. Was sie von ihm geerbet hatte, davon lebte sie eine Weile nach seinem Tode. Allein, weil das nicht gar zu lange hätte würden zureichen, so resolvirte sie sich, ihren ersten Vorsatz ins Werck zu richten, und Condition zu suchen, wozu sich denn endlich auch eine vortreffliche Gelegenheit fande. So weit gehet die Erzählung in dem passe - tems Royal von der Verheyrathung der Mad. de Maintenon mit Mons. Scaron.

Ob nun wol die Sache an sich selbst ihre Richtigkeit hat, so werden wir doch in der nachfolgenden Erzählung aus den Lettres galantes (T. I. p. 149. 199.) ganz andre Umstände finden, welche auch der Wahrheit weit ähnlicher zu seyn scheinen. Monsieur und Madame Daubigne starben in ihrem exilio, und hinterliessen ihre Kinder noch ziemlich jung. Die Tochter war die älteste, und mehrtheils erwachsen. Weil sie nun, nach Art aller Menschen, eine sonderbare Begierde bey sich fand, ihr Vaterland wieder zu sehen, in Hoffnung, etwas von dem ihrigen wieder zu

bekommen, bemühte sie sich nach Franck-
 reich zu kommen, und als sie ein Schiff an-
 trass, welches diesen Weg nehmen wolte,
 begab sie sich darein, und ländete zu Rochelle
 an. Von da reysete sie auff Poitou, und be-
 suchte ihre Tante Madame de Villette, wel-
 cher sie ihr Leben zu danken hatte. Diese
 empfing sie auff's zärtlichste, und nachdem sie
 ihr zu verstehen gegeben, daß sie sich keine
 Hoffnung machen sollte, etwas von ihres Va-
 ters Gütern wieder zu bekommen, weil sol-
 che bereits alle von der Justitz verzehret wä-
 ren, so sagte sie, sie könnte in ihrem Hause
 bleiben, allwo es ihr niemaln an einem
 Stück Brodt mangeln sollte. Mademoiselle
 Daubigne nahm dieses gute Erbieten ih-
 rer Tante an, und bemühet sich durch aller-
 hand Dienstleistungen, sich einer solchen Per-
 son gefällig zu erweisen, deren sie nicht ent-
 behren kunte. Absonderlich suchte sie die Lie-
 be derjenigen Muhme zu gewinnen, mit wel-
 cher sie einerley Milch gesogen; Und damit
 sie ihnen desto mehr gefallen mögte, so be-
 zeugte sie grosse Lust die Religion ihrer Vä-
 ter zu kennen, verlangte die Prediger zu se-
 hen, in die Predigt zu gehen, und es schiene
 in kurzer Zeit, daß ihr die Lehre der Prote-
 stanten sehr wol anstunde. Sie würde auch
 ohn Zweifel diese Religion angenommen ha-
 ben, wenn nicht die Anverwandten ihres Va-
 ters,

ters, welche Catholisch waren, aber in ihrem Elende sie ganz verlassen, und nicht die geringste Hülffe geleistet hatten, auff die Besuchen gerathen wären, um sich zu insinuiren, der Obrigkeit zu melden, in welcher Gesfahr sich die Seele der Mademoiselle Daubigne befände, und einen Befehl auszuwirken, daß sie zu Catholicken hingethan würde. Diese Erinnerung wurde sehr wol aufgenommen, und gleich befohlen, daß man die Madem. Daubigne von der Mad. de Villeto wegnehmen und zu ihren Catholischen Anverwandten bringen sollte. Der Befehl ward alsbald ins Werck gerichtet, und die Madem. Daubigne mit Gewalt aus den Armen ihrer Tante gerissen, die doch die einzige war, welche sich ihrer angenommen. Sie weinte sehr, wie sie von ihr schiede, und versicherte so wol ihr als ihrer Muhme, welche bereits Mons. de Sainte Hermine geheyrathet hatte, daß sie jederzeit so wol der erzeigten Wohlthaten als auch der vortheilhafften Gedancken, so sie sich von ihrer Religion gemacht, würde eingedenck bleiben. Ihre Base und Muhme hatten sich niemals bemühet, ihren Neigungen in diesem Stück einige Gewalt anzuthun, ob man sie gleich dessen beschuldigen wolte, also unterstunden sie sich auch ieko nicht, auff diesen Punct zu dringen, sondern umarmeten sie nur auff's zärtlichste, und nahmen Abschied.

Sie ward also zu einer andern Anverwand-
tin gebracht, welche einen Proceß zu Paris
hatte, und weil sie eine Reyse dahin thun
musste, die Madem. Daubigne mit nahmte, in-
dem sie glaubte, daß sie vielleicht durch ihren
Verstand und Annehmlichkeit ihrer Person
im sollicitiren könnte nützlich seyn. Diese Da-
me nahm zu Paris ein Zimmer in eben dem
Hause, wo der berühmte Scaron wohnte.
Sie machte Bekantschaft mit ihm, und bat
ihn einsmahls, da sie allein ausgehen musste,
er mögte erlauben, daß Madem. Daubigne
zu ihm herunter kommen mögte, weil sie ihn
als einen Capaun ansah, bey welchem ihre
Muhme viel mehr gewinnen als verlieren wür-
de. Ein jeder weiß, daß Mons. Scaron nichts
gesundes an sich hat, als den Verstand, daß
er einen krummen Hals und krumme Beine
hat, und so zu reden auff dem Hintern fort-
rutschen muß, und daß alle diese Gebrechen
verursachet haben, daß er den Titel: Mala-
de de la Reyne angenommen, welcher ihm
500. Thaler Pension eingetragen hat. Also
litte die Tugend einer Jungfer eben nicht gros-
se Gefahr bey ihm. Scaron ward charmirt
von dem Verstand der Madem. Daubi-
gne: ihre Muhme nahm sie mit sich, wenn
sie auff einer Mieth-Kutsche ausfuhr, bey den
Richtern zu sollicitiren. Aber wenn sie zu ih-
rem Procurator oder Advocaten gieng, so ließ
sie

sie Madem. Daubigne bey Monf. Scaron, und ließ sich nur in der Enffte weg tragen. Scaron, der oft Gelegenheit hatte, Madem. Daubigne zu sehen, und fast alle Tage neue Annehmlichkeiten an ihr entdeckte, ward dergestalt zum Mitleyden gegen sie bewogen, als er hörte, wie das Unglück sie schon angefangen zu verfolgen, ehe sie noch in die Welt gekommen (wie sie ihm denn solches mit einer besondern Artigkeit und so beweglich erzehlet hatte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen) daß er sich auch vornahm darauff zu denken, wie er sie zu Ruhe bringen möchte, war auch Willens, ihr so viel zu geben, daß sie sich ins Closter kauffen könnte: Doch wie er die Sache besser überleget hatte, so kam er auff die Gedancken, ihr zweyerley vorzulegen, davon sie sich eins erwählen möchte. Mademoiselle, sagte er eines Tages, da ihre Ruhme sie bey Monf. Scaron gelassen hatte, ich habe groß Mitleyden mit sie wegen des vielen Unglücks, so sie ausgestanden, und wegen des Zustandes, darinn sie sich noch iezo befindet, ich habe auch schon etliche Tage darauff gedacht, wie ich ein Mittel finden möchte, ihr zu helfen. Ich meyne, ich habe endlich zweyerley Mittel gefunden, davon sie eins erwählen kan, welches ihr am besten anstehet; oder sie kan sie auch alle beyde verwerffen, wenn ihr keins von beyden anstehet. Ich wolte

D 5

wün-

wünſteten, daß ich im Stande wäre, ihr ein ſolches Glück zuwege zu bringen, als ſie meritiret; allem, das meinige iſt viel zu geringe hiez zu: alſo alles, was ich ihr anbieten kan, iſt dieſes, daß ſie entweder das meinige mit mir theilen, oder ein Cloſter erwählen kan, da ich denn die Ausſteuerung vor ſie bezahlen will. Ich wolte, daß ichs beſſer machen könnte: ſehe ſie zu, Mademoiſelle. überlege ſie es: ich weiß wol, ich bin ein garſtig Schäkgen, aber ich kan mich nicht umgieſſen, und ich gebe mich ſo, wie ich bin: ich verſichere ſie, daß ich mich keiner andern ergeben werde; ſie kan auch gedencen, daß ich ſie ſehr eſtimiren muß, weil ſie mir hat können die Luſt machen, mich zu verheyrathen, welches gewiß eine Sache iſt, daran ich wol am wenigſten mein Lebtag gedacht habe. Sehe ſie alſo zu, und reſolvire ſich, entweder ſo zu bleiben, wie ſie iſt, oder eine Nonne, oder auch meine Frau zu werden. Mademoiſelle Daubigne bedanckte ſich, wie es ihre Schuldigkeit erforderte: Sie empfan mehr als zu wol, wie verdrießlich es wäre eines andern Gnade zu leben, daß ſie nicht lieber einen ſolchen Stand ſolte erwöhlet haben, welcher, ob er ihr gleich nicht gar zu vortheilhaft ſeyn mögte, ihr dennoch zum wenigſten ihr Stück Brodt geben würde: ſo mögte ſie auch wol eben nicht einen gar ſonderlichen Beruff zum Kloſter-Leben bey ſich ſpüren; und alſo

also sagte sie ohne Bedencken zu Monf. Scaron, sie hätte ihm viel zu grosse Obligation, daß sie nicht sollte diejenige Partie ergreifen, wodurch sie in den Stand gesetzt würde, durch ihre Dienste sich ihm erkenntlich zu erweisen. Scaron, der sich es als sehr was annehmliches vorstellte, sein Leben mit einer Person zuzubringen, die ihm überaus wol gefiele, war sehr vergnügt über solche Antwort. Sie wurden also einig noch selbigen Abend den Consens ihrer Anverwandtin auszubitten, welche denn selbigen von Herzen gerne gab: und diese Heyrath, welche alsobald vollenzogen ward, ist der Anfang von dem Glück der Madame de Maintenon gewesen. Sie lebte mit diesem berühmten Mann sehr vergnügt, sie hatte bey ihm zu leben, und also mangelte ihr nichts. Aber weil seine Einkünffte nur so lange währten, als er lebte, so verlohrt sie alles, wie sie ihn verlohrt, und befand sich also wiederum in dem Zustand, worinn sie vor ihrer Heyrath gewesen war. Was aber derselben weiter vor Glücks-Fälle begegnet, und wie sie endlich zu derjenigen Erhöhung gelanget, worinnen sie sich iezo befindet, das werden wir in dem folgenden Theil sehen.

II.

Curiose Gedancken über den gegenwärtigen Spanischen Successions-Krieg.

S ist mir diese Neu Jahrs-Messe eine sehr curiose Pièce in die Hände gefallen, darinn über den gegenwärtigen Krieg sehr nachdencklich railonniret wird. Der Titul ist: Reflexions sur la presente Guerre entre la France & les Alliez. Weil nun selbige vielleicht nicht jederman zu Gesichte kommen mögte, und dennoch wohl verdienet, daß sie von einem Liebhaber der Staats-Wissenschaft mit Bedacht gelesen werde: so glaube ich, daß dem geneigten Leser ein Gefallen geschehen werde, wenn ich solche, als eine im Titul dieses Cabinets versprochene politische Anmerckung, von Wort zu Wort übersetzet allhier mit einrückte.

§. 1. Die Güter dieser Welt verursachen grosse Unordnungen unter den Menschen.

Die Begierde, welche die meisten Potentaten in Europa spüren lassen, ihre Staaten zu vergrößern und mächtiger zu machen, indem sie Schätze und Menschen im
Überfluß

Ueberfluß zusammen häuffen , erreget in der Welt durch continuirliche Kriege nicht weniger Unruhe , als der Geiz der Menschen , welche eines andern Güter durch unrechtmäßige Wege an sich zu bringen suchen, Unordnung in einem Staat verursacht durch die Proceffe , welche nichts als Uneinigkeit und Haß gegen einander erwecken.

§. 2. Die Güter / welche die Menschen nach ihrem Tode verlassen / verursachen Unordnungen unter ihren Erben.

Unsere eigene Erfahrung lehret uns täglich , daß die reichsten Leute nur eine Zeitlang in dieser Welt leben , nachgehends aber , wenn sie sterben , ihre Güter , die sie öftermahls mit grosser Mühe und Begierde erworben , und danckbaren Erben überlassen , unter welchen sie gemeiniglich Proceffe, Zanck, Schlägerey, oder unversöhnliche Feindschafft verursachen ; welche sonst nicht würden entstanden seyn.

§. 3. Gleicher gestalt verursacht der Verfall der Staaten Kriege unter den unrechtmäßigen Besitzern.

Und auf der andern Seite lehren uns die Historici , daß nach dem Exempel einzelner Menschen , von welchen wir gedacht haben , die größten , reichsten und mächtigsten Staaten nur eine Zeitlang bestehen : nachgehends aber

62 Curiose Gedancken über den gegenwärtigen
aber ihre Kräfte verliehren, und endlich
Dergestalt in Abnehmen gerathen, daß sie
mit allen ihren Reichthümern entweder un-
dankbaren Unterthanen, oder begierigen
Nachbarn zur Beute gereichen; Welches
denn grausame Kriege unter sie verursacht,
weil ein jeder begierig ist, den besten Theil
solcher Beute zu erschrappen. Fast eben
dergleichen Zufällen muß man den gegenwär-
tigen Krieg zuschreiben, welcher nun in die 12.
Jahre her ganz Europa verwüstet hat, und
welcher allen Ansehen nach noch nicht so bald
wird geendiget seyn, zum wenigsten nicht
zum Vergnügen aller interessirten Par-
theyen.

**J. 4. Die Herrschsucht erreget eben so viel
Unordnung unter grossen Herren/als
der Geld-Geiz unter Privat-Personen.**

Wenn alle Leute so gerecht wären, und sich
begnügen ließen mit denjenigen Gütern, die
sie durch ihre Arbeit erworben, oder die ih-
nen von Rechts wegen zugehören: und wenn
alle Fürsten sich könnten begnügen mit der Re-
gierung ihrer Staaten, wie sie ihnen voll
ihren Vorfahren hinterlassen worden, und
nicht gedächten, selbige durch der Nachbarn
ihre zu vergrößern, oder durch der andern
Ruin noch mehr zu erheben; so könnte man
Hoffnung haben, daß man bald würde se-
hen alle Leute im Frieden leben, und wie
in

In der güldnen Zeit Gerechtigkeit und Billigkeit liberall herrschen. Allein, da nunmehr der Stolz, die Ehrsucht, der Geiz dem Menschen ganz andre Neigungen und Begierden eingeblasen, so haben sie ihr Schicksahl desto unglückseliger gemacht, je unheilbarer die Kranckheiten worden sind, die sie verursachet haben: Also bleibt uns nichts mehr übrig, als ingheim über das Ubel, so wir vor Augen sehen, zu raisonniren, ohn daß wir ein Mittel dawider finden können, fast eben wie die Medici über die Kranckheiten der Menschen raisonniren, ohn daß sie selbige curiren oder vom Tode befreyen können.

§. 5. Der Verfall der Spanischen Monarchie ist Ursache an dem gegenwärtigen Krieg.

Alle Christen kommen darinn überein, daß der Ursprung, das Aufnehmen und das Abnehmen der Staaten nicht weniger Wirkungen der göttlichen Providenz seyn als die Geburt, das Leben und der Todt einzelner Menschen: wie auch daß die Ursachen, welche uns in die Augen fallen, nichts anders als die Wirkungen dieser Providenz seyn; daher man fast sagen mögte, es wäre gottlos, darüber zu raisonniren, oder solche ausserordentliche Begebenheiten und Revolutiones, die wir täglich in der Welt vor
Au-

Augen sehen, verhindern wollen. Jedoch, wenn man andern Theils bedenckt, daß es keine Sünde sey, über die in die Augen fallende Ursachen der Geburt, der Kranckheiten und des Todes der Menschen raisonniren: so glaub ich denn, daß man es eben so wenig vor was Sündliches halten werde, über die Mittel-Ursachen der Glückseligkeit und des Unterganges oder Verfalls der Staaten zu raisonniren; absonderlich über die bisherige Staats-Veränderungen der Spanischen Monarchie, so die Ursache des gegenwärtigen Krieges sind, welcher so viel Böbker ruiniret, und so viel unschuldig Blut vergossen, ja welcher, so zu reden, den ganzen Erdboden roth gefärbet hat; um alle vernünftige Leute und die ganze Christenheit zu lehren, daß sie gleicher gestalt vor Scham gleichsam darüber erröthen sollen.

§. 6. Es scheint, als wenn das Verhängniß dieses Reichs wegen seiner Vermessheit und andern Sünden habe strafen wollen.

Man sagt im gemeinen Sprichwort: Wenn Gott einen Menschen will glücklich machen, so überschüttet er ihn mit Weisheit und Verstand; damit er seine Sachen desto besser einrichten, und dergestalt sein Glück befördern könne. Da hingegen wenn auch Gott den Untergang eines Menschen beschloffen hat,

hat, und ihn wegen seiner Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit bestrafen will, so macht er den Anfang bey seinem Verstande, indem er denselben verblendet, oder gar seiner Vernunft beraubet. Gleichergestalt, wenn Gott beschloffen hat, einen Staat zu erheben, so giebt er ihm weise Regenten und kluge Ministros, welche die Wohlfahrt desselben befördern: und hingegen, wenn er den Untergang eines blühenden Staats beschloffen hat, und dessen Bosheiten strafen will, so macht er dadurch den Anfang, daß er ihm schlechte Regenten und unverständige Ministres giebt, welche denselben übel regieren. Dieses kan man sehr wohl auf das Spanische Reich appliciren, als welches unter der beglückten Regierung Caroli V. und Philippi II. dergestalt mächtig worden ist, daß es nur dem ganzen Europa Gesetze vorschreiben wollen. Dahingegen die schlimme Regierung der letztern Regenten es in einen so elenden Zustand versetzt hat, daß man heutiges Tages frembde Potentaten in dem Herzen dieses Staats Krieg führen siehet, dem Ansehen nach, ihm einen König zu geben, aber in der That die besten Stücke von dieser Beute davon zu tragen. Gewiß ein fatales Schicksal, welches allen andern Prinzen zum Exempel dienen soll, daß sie nicht dergleichen Ungerechtigkeiten begehen, wie Spanien vormals in seinem Glücke und Wohlstande begangen hat.

E

§.7. Das

§. 7. Das Spanische Reich hat alle Eigenschaften/welche nöthig sind / um das mächtigste auff der Welt zu werden.

Wenn man alle die Vortheile betrachtet, welche das Königreich Spanien von Natur besizet, durch ein temperirtes Clima, durch seine vortheilhafte Situation, indem es rings umher mit der See und unwegsamem Bergen umgeben, so es von allen Seiten gegen die Einfälle der Nachbarn bedecken, durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, welcher über die Menge delicateser Früchte, alles, was zum Leben des Menschen nöthig ist, hervor bringet; Wenn man über dieses die unerhörte Summen bedenckt, so es aus Indien ziehet, welche sich auff 100. Millionen Stück von achten jährlich belauffen sollen, wovon der König vor seinem Antheil den roten Pfennig ziehet: so muß man sich billig wundern, daß, ohngeachtet aller dieser Vortheile dieses Reich, da es das reichste, das mächtigste, und das formidableste auff der ganzen Welt seyn sollte, sich vielmehr unter den schwächsten und ärmsten befindet.

§. 8. Die Ungerechtigkeiten und Verfolgungen der Spanier haben ihnen diesen Verlust zugezogen.

Wenn man die Ursachen dieser traurigen Begebenheiten untersuchen wolte, würde man ein weitläufftiges Feld zu moralisiren finden.

Diese

Diese Nation sahe sich durch die Grösse ihrer Ehre und Macht über andre Nationes erheben: allein, sie hat nicht die Gerechtigkeit regieren lassen, sie hat nicht der Billigkeit gefolget, und sie hat sich bey so hohem Glück nicht gedemüthiget: vielmehr hat ihnen ihr unerträglicher Stolz und Übermuth den Haß aller Welt zugezogen. Endlich haben alle die Ungerechtigkeiten, die Verfolgungen, und das viele unschuldige Blut, welches sie so wol unter ihren eignen Unterthanen, als unter frembden, durch die grausamste und erschrecklichste Martern, welche jemals unter Menschen sind erhöret worden, vergossen, ihnen die gerechten Gerichte des Himmels über den Hals gezogen; und zwar hat derselbe diese hochmüthige und trotzigige Nation nicht so wol durch ihre Nachbarn wollen zu nichte machen, als vielmehr selbige unter der Last ihres eignen Stolzes erliegen lassen. Um der ganzen Welt zu zeigen, daß er allein ohn dem Beystand menschlicher Macht vermögend genug sey, die trotzigste, hochmüthigste und mächtigste Nation auff der Welt zu erniedrigen.

§. 9. Die Franzosen, Engelländer und Holländer haben sich durch das Spanische Geld bereichert.

Doch wir wollen uns nicht auffhalten, über diese Begebenheit zu moralisiren, noch die Ursachen zu untersuchen, die den Verlust

dieses Königreichs zuwege gebracht haben: sondern ich wil nur mit einem Worte sagen, daß die üble Regierung Schuld daran gewesen, daß die Reichthümer, welche alle Jahr aus Indien gekommen, und worinn der einzige Schatz der Spanier bestehet, an statt daß sie dieses Königreich solten reich machen, vielmehr alle nach Franckreich, Engelland und Holland gekommen, als welche gleichsam die Pächter davon sind; und das zwar zum theil durch die manufacturen, welche diese nach Spanien schicken, und davor baar Geld wieder bekommen, zum theil aber durch krumme Wege, indem sie selbst nach Indien handeln, und dadurch denen Spaniern die Rechte ihrer Handlung benehmen, und viel andre dergleichen Mittel, welche zu weitläufftig seyn würden zu erzehlen; dergestalt daß diese fast binnen einer Zeit von 100. Jahren sich von diesen Schätzen ganz bereichert haben, da hingegen Spanien in der größten Armuth geblieben. Ja, wenn man den Memoires, welche dem Jean de Witt, Groß-Pensionario von Holland, zugeeignet werden, glauben soll, so ist Spanien der einzige Ort, woraus die Holländer die grossen Summen ziehen, welche sie an alle Ecken der Welt schicken und Waaren davor einkauffen.

S. 10. Der Ursprung des gegenwärtigen Krieges.

Nach

Nachdem nun diese drey Potentaten durch solches Mittel die mächtigsten von Europa geworden, so haben sie sich eingebildet, sie wären befugt, über alle Sachen der Christenheit zu disponiren; Daher als Carolus II. das Königreich Spanien ohne Leibes-Erben verlassen, so haben nothwendig grosse Streitigkeiten unter diesen interesirten Potentaten, mehr wegen der Reichthümer und Schätze aus Indien, als wegen des Königreichs Spanien selber, entstehen müssen. Doch Frankreich, welches weit listiger und mächtiger ist als die andern, hatte schon längst beslossen, selbige mit Ausschliessung der übrigen sich anzumassen. Es hat auch darinn so wol reussiret, daß es einen König auff den Spanischen Thron gesetzt, welcher sich durch die Französische Anschläge regieren lassen, und auch nicht würde ermangelt haben, die Einföhrung der Manufacturen von den beyden übrigen Nationen in Spanien und Indien zu verbiethen; daß also bloß die Franzosen ihre Waaren in Indien debitiren, und den Profit, welchen sonst andere daraus gezogen, allein geniessen können. Die andern, da sie gesehen, daß sie solcher Gestalt um ihre beste Einkünffte würden gebracht werden, haben alles gethan, was sie gekont, um diesen Streich abzuwenden, und haben also gleichfalls einen König nach ihrem Wunsch dahin

E 3 gesetzt,

gesetzet. Das ist also die wahre Ursache des gegenwärtigen Krieges, welcher dem Ansehen nach wegen des Königreichs Spanien, in der That aber wegen der Indianischen Reichthümer geführt wird. Solcher gestalt ist der Verfall des Spanischen Reichs dem Tod eines reichen Erben nicht ungleich, der in der Minderjährigkeit verstorben, und seine Güter denen Vormündern zur Erbschaft hinterlassen, da denn ein jeder von ihnen gesucht, die besten Stücke von dieser Beute davon zu tragen.

S. 10. Aus was Ursachen die Engelländer und Holländer den Käyser auff dem Spanischen Thron befestigen wollen.

Diesem fatalen Streich nun vorzubeugen, welcher sonst Frankreich in den Stand würde gesetzet haben, allen Prinzen in Europa Gesetze vorzuschreiben, wenn man ihm diese grosse Einkünffte ruhig genieffen lassen, haben die Engelländer und Holländer, wie bekant, sich mit andern Prinzen von Europa verbunden, um Frankreich durch die Gewalt der Waffen dahin zu bringen, daß es Spanien und Indien dem Käyser abtreten müsse. Denn sie wußten wol, daß dieser Prinz weder Manufakturen in seinem Lande hätte, noch auch eine mächtige Flotte, wodurch er die Schätze aus Indien nach Spanien oder Teutschland ziehen könnte; Daher denn solche nach wie vor in Engelland

gelland und Holland oder Frankreich wür:
den circuliret haben. Zu dem Ende haben
sie nun Frankreich auf allen Seiten ange:
griffen: und gleichwohl haben die Allirten,
obgleich ihre Waffen solchen Fortgang ge:
habt, als sie sich wünschen können, mit al:
ler ihrer Macht noch wenig oder nichts aus:
gerichtet. Und wenn sie den Krieg auf den:
selben Fuß, wie bisher, continuiren wer:
den, so werden sie auch in den folgenden
12. Jahren eben so wenig ausrichten, wie
allhier ferner soll gezeiget werden.

S. II. Exempel dreyer Wölffe / die ein
Schaaf rauben wollen.

Die Sache desto besser zu begreifen, kan
man sich zum Exempel drey Wölffe (jedoch
ohne Vergleichung) vorstellen, welche com:
pagnie machen, ein Schaaf zu erhaschen: sie
vergleichen sich, daß, wenn sie sich dessel:
ben würden bemächtigt haben, ein jeder sei:
nen Theil davon haben solle. Der listigste
sagt zu den andern, sie müsten sich ein we:
nig von einander absondern, um das Schaaf
desto besser zu umringen, damit es ihnen
nicht entwischen könne. Unterdessen er:
schnappt er die Beute allein, und sucht sich
zu salviren, so gut er kan. Wie die andern
sehen, daß sie in ihrer Hoffnung betrogen
seyn, vereinigen sie sich, den dritten anzu:
greiffen, und ihn zu zwingen, daß er einem
E 4 jeden

jeden seinen Antheil herausgeben solle, wie sie sich verglichen: sie gehen auch beyde auf ihn los, doch der dritte währet sich dergestalt, daß er immer dem Schaaf das Blut aussauget. Die beyden vereinigten Wölffe hätten wohl den dritten erwürgen können; allein, sie suchten dieses alle beyde nicht: weil sie nachgehends nur einander selbst hätten die Hälfen brechen müssen, damit sie den Raub nicht unter sich theilen dürfften, worüber sie sich nimmermehr würden verglichen haben. Eben so wenig werden sie ihn auch mit ihrer ganzen Macht angreifen, aus Furcht, daß, indem der eine von beyden den dritten in der Klemme hätte, der andre mit der Beute davon gehen mögte. Allein, wenn die beyden vereinigten Wölffe könnten unter sich einig werden, wie ein jeder seinen Antheil dem dritten aus dem Rachen reißen könne, ohne denselben mit Gewalt anzugreifen, so würde doch dieser, damit er nicht etwan alles mit einander verlieren mögte, sich endlich genöthiget sehen, mit den übrigen sich gleichfalls zu setzen, um solcher gestalt seinen Antheil zu erhalten.

§. 12. **Exempel eines Diebes / der einen Schatz geraubet hat.**

Ein ander Exempel: Zween Menschen greiffen den dritten an, der einen Schatz gestohlen;

len; Sie entwaffnen ihn, sie werffen ihn zur Erden, sie setzen ihm das Messer an die Gurgel, und drohen ihn zu tödten, wosern er den Schatz dem nicht würde herausgeben, dem er gehöret. Dieser, um sein Leben zu retten, verspricht alles, was die andern begehren: aber so bald er sich auffser Gefahr sieht, ergreiffet er wiederum die Waffen, und will nichts halten, was er versprochen, dergestalt, daß er die andern vor Narren hält; welches ihnen nicht würde begegnet seyn, wenn sie dem Räuber gleich den Schatz aus den Händen gerissen, und ihn dem Eigenthums-Herrn eingehändiget hätten, wenn sie nemlich vorher die besten Kleindien davon genommen, wie es diejenigen insgemein zu machen pflegen, die andern beystehen und zu ihrem Rechte verhelffen. Ich will so viel sagen, die Allirten werden ebenfalls von Franckreich allezeit betrogen werden, so lange sie nur dieses Königreich angreifen, und dadurch den König zu zwingen vermeinen, daß er Spanien und Indien dem Käyser abtreten solle.

J. 13. Daß die Allirten nicht müssen gedendencken / sie wollen Franckreich durch den Krieg zwingen / Spanien abzutreten.

Dieses alles, was ich ist gesagt, desto besser zu erweisen, muß man die Beschaf-

E 5

fens

fenheit der Franzosen etwas genauer betrachten, und sehen, was sie vor Mittel haben, den Krieg wider die Alliirten fortzusetzen. Diese schmeicheln sich gar zu leicht, sie wollen Frankreich zu dieser Abtretung zwingen, wenn sie es durch die Fortsetzung des Krieges abmatten, oder mit einer mächtigen Armée in das Herz dieses Königreichs eindringen. Was den ersten Fall betrifft, so weiß ein jeder, daß der Hund, der anfället, eben so wohl ermüdet wird, als der angefallen wird: und es ist ein Irrthum, daß man meinet, Frankreich könne den Krieg nicht fortsetzen, weil seine Finanzen erschöpffet seyn, und weil das Geld, welches der nervus des Krieges ist, in dem ganzen Königreich dünne geworden: vielmehr wird man aus der Erfahrung sehen, daß, so lange Frankreich Leute wird zu seinem Diensten haben, selbiges auch werde Mittel finden, wovon sie leben können, und den Alliirten zeigen, in dem er den Krieg eben so lange aushalten wird, als wie sie, daß man kein Geld isset, und daß man wohl leben könne ohne dergleichen Metall: Ja daß, wenn er nur die Schätze behält, die er genommen hat, er schon Mittel finden wird, seines Schadens wegen einiger Gränk-Plätze, so man ihm genommen, sich zu erholen, es sey nun, daß

daß er sie mit der Zeit wieder erobert , oder auf eine andere Art. Daß aber Frankreich nichts mehr fürchtet , als daß es an Volk Mangel leiden möchte , siehet man daraus , weil es so viel möglich die Feldschlachten vermeidet , ausgenommen in Spanien , wovon die Ursachen anderswo sollen angezeigt werden.

S. 14. Daß die Franzosen aus Furcht an Mannschafft Mangel zu leyden/die Feld-Schlachten vermeiden.

Nach der Schlacht bey Ramelies, welche die Allirten A. 1705. gewonnen, ist ganz Brabant und Flandern , samt den Bestungen Ostende, Menin , Dendermonde und Ach ihnen in die Hände gefallen. Das Jahr hernach , als die Franzosen von ihrem Verlust, den sie in dieser Schlacht erlitten , sich wieder erholet , haben sie auch wider ihr eigen Interesse eine Schlacht vermieden : denn es ist gewiß , daß , wenn sie selbige gewonnen hätten, sie ganz Brabant und Flandern wieder erobern können , und noch über dieses Huy, Lüttich und Mastricht belagern , ehe noch die Allirten sich von dem Verlust der Bataille hätten erholen können. Und weil die Bestungen , die sie das vorhergehende Jahr verlohren, sie nicht hätten hindern können , hätten sie nur solche dürffen hinter sich lassen , da sie denn von selbst ihnen würden

den in die Hände gefallen seyn: Dahingegen, da die Allirten die Schlacht gewonnen, sie nicht einen Schritt weiter gehen können, weil sie durch die wichtigen Besetzungen Namur, Charleroi, Mons, Conde, Valenciennes, Dornick, Ryffel, Ypern, Vurnes u. s. w. aufgehalten wurden; welches sie nöthigte, so wohl nach der gewonnenen Schlacht Belagerungen vorzunehmen, als wenn sie keine Schlacht geliefert hätten. Woraus zu sehen, daß, wenn die Franzosen eine Bataille gewonnen hätten, sie hätten viel gewinnen können, und dennoch wenig verlieren, wenn sie gleich selbige verlohren hätten. Ohngeachtet dieser Vortheile, so bald unsre Armée sich versamlet hatte, marchirte sie gerade nach Soignies; die Feinde aber, welche damals auffer ihren Linien campirten, als wenn sie Mons bedecken wollen, an statt daß sie uns erwarten, oder in unserm Lager angreifen sollen, machten sie eine Bewegung gegen ihrer rechten Seiten, und marchirten nach der von Judogne, welches die Armée der Allirten nöthigte, den Weg wieder zurücke zu nehmen, und einen eiligen Marche zuthun, um das Feld bey Meldert einzunehmen, allwo wir den meisten Theil des Sommers ruhig stunden, um Brabant zu bedecken. Und als unsre Armée Mine machte, sie beym Ausgang

gang der Campagne anzugreifen, so zogen sie sich in ihre Linien hinein; daß also die ganze Campagne über nichts gethan wurde.

§. 15. Fehler der Allirten und Franzosen in der Campagne bey Nyffel.

Wie die Franzosen durch diese Aufführung dasjenige gewonnen, was sie wünschten, so unterliessen sie nicht, das folgende Jahr dergleichen zu thun. Allein, wie sie vernahmen, daß der Prinz Eugenius mit einer ansehnlichen Verstärkung der Troupen in Brabant ankäme, thaten sie einen Marche auf unsre Armee, um sich in Flandern zu werffen, weil sie meynten, sie kämen noch zeitig genug zu verhindern, daß unsre Armee die Schelde nicht passiren möchte. Dieser letzte Streich gelunge nicht; vielmehr mußten sie sich wider Vermuthen in die Schlacht bey Audenarde einlassen, aus welcher die Allirten nicht alle die Früchte gesammlet, die sie daraus hätten ziehen können. Die Belagerung von Nyffel war ein allzu kühnes Unterfangen: oder zum wenigsten hätte man solche gleich nach der gelieferten Schlacht vornehmen sollen, und zu der Zeit, da keine Garnison in dem Plaz war; weil damals die Feinde die Stadt, aus Mangel der Leute, nicht defendiren und man sich derselben hätte bemächtigen können; vielleicht ohne einen einzigen Mann zu verlieren; dahingegen nicht viel gefehlet, daß man die

die Belagerung gar auffgehoben hätte. Und wenn die Franzosen nicht hätten Fehler begangen, nachdem sie unserer Armee den Proviant abgeschnitten, hätten sie solche bey Passirung der Schelde ruiniren können.

§. 16. **Daß die Allirten hätten Brabant verlassen sollen.**

Aber das war nicht der vornehmste Fehler, welchen man damals begienge: man hätte sich nicht sollen opiniatiren Brabant zu erhalten. Denn die Erfahrung hatte das vorige Jahr gelehret, daß man solches nicht thun könne ohne eine Armee, die 60tausend Mann stärker wäre, als die Armee der Franzosen; welches denen Allirten mehr würde gekostet haben, als das ganze Land eingetragen hätte, als; welches bald von dieser bald von jener Parthie in Contribution gesetzt wurde. Also hätte man das sicherste spielen sollen, und bloß allein Anvers Dendermonde und Gent behalten, und sich längst der Lis bedecken sollen, um erstlich die Belagerung von Ypern vorzunehmen, nachgehends auch von Ryssel und Dornick, welche die Barriere würden gemacht haben, daß folgendes auch Dovay, Arras, Bethune, Bapaume u. s. w. hätten eingenommen werden können.

§. 17. **Daß die Allirten mehr Mannschafft haben/als die Franzosen.**

Endlich nun zu erweisen, daß die Mannschafft

schafft in Franckreich müsse viel rarer seyn, als unter den Allirten, so darff man nur consideriren, daß die ersten ihre Trouppen recrutiren müssen in dem Herzen des Landes, welches immer kleiner und kleiner wird, dahingegen die Allirten sie aus Italien, Engelland, Irroland, Schottland, aus ganz Teutschland, aus Dännemarck, Norwegen, Preussen, Polen, bis an die Türckische Gränzen heraus ziehen können. Zu welchen man noch dieses hinzu setzen kan, daß wegen Mangel des Geldes es Franckreich schwer wird Schweizer zu werben, wie es sonst wol gethan: und das ist die Ursache, daß sie die Schlachten so viel möglich vermeiden, um ihr Volk zu schonen.

S. 18. Schwierigkeit von der Seite von Italien und Elfaß in Franckreich einzudringen.

Nunmehr wollen wir sehen, was diejenigen thun können, die mit einer Armee in Franckreich eindringen, und den König zwingen wollen, dem Kaiser die Spanische Monarchie sammt Indien zu restituiren: denn es scheint, daß selbige die Schwierigkeit, dahinein zu kommen nicht erkennen, noch daß man sich betriege, wenn man meinet, man wolle dadurch die Franzosen nöthigen, etwas zu thun, wozu sie keine Lust haben. Man müste demnach in Franckreich eindringen entweder durch Italien, oder durch Elfaß, oder durch

durch Flandern : Denn auff eine solche Art hina
ein zu dringen , wie der König von Schweden
hat in Moscow eindringen wollen , glaube ich
wohl nicht , daß man sich unterstehen werde.
Was die beyden ersten Orte betrifft , so hat
die Erfahrung gelehret , und vernünfftige Be-
weis-Gründe geben es , daß es nicht mög-
lich , darinn zu reusiren : weil eine grosse
Armée darinn nicht würde subsistiren , eine
kleine aber nichts ausrichten können , indem
sie nicht im Stande , die Pässe und enge We-
ge , wo nemlich eine geringe Mannschafft ei-
ne ganze Armée ruiniren kan , zu forciren.
§. 20. Schwierigkeit durch Flandern in
Francreich einzudringen.

Man müste also , um in Francreich einzu-
dringen , selbiges von Seiten Flandern an-
greiffen : allein , dieses ist gleichsam mit Be-
festungen ganz besäet , wovon man wohl ei-
nige der vornehmsten eingenommen , doch
giebts daselbst noch weit mehr zu thun , als
bereits gethan ist. Wosern man die Sache
zur Endschaft bringen will , so muß man ei-
ne Armée haben , die der feindlichen weit
überlegen ist ; man muß ein gutes Magazin
von Fourages , Vivres und Ammunition
haben , damit selbige in einem Lande , wel-
ches die Feinde , so , wie sie es nach und nach
verlohren , auch werden ruiniret haben , sub-
sistiren könne : dieses aber wird man nicht
ins

ins Werk richten können, wo man nicht die freye Schifffarth auf der Schelde und Lis hat, daher würde man auf einer Seite Ypern, und auf der andern Seite Condé und Valenciennes wegnehmen müssen, um zu verhindern, daß die starcke Garnisonen, welche die Frangosen in diese Plätze werffen werden, die Uberfahrt aller dieser Nothwendigkeiten zu der Armée nicht verhindern mögen, wie solches mehr als einmahl geschehen ist. Alsdenn wird man allererst im Stande seyn, die Belagerung von Arras und Cambray vorzunehmen, um daselbst grosse Magazins auffzurichten; und dieses alles wird nach der langsamen Manier, wie man heutiges Tages die Belagerungen anstellet, denen Allirten zum wenigsten 2. Campagnen kosten. Eben so viel müste man wenigstens auch haben, wenn man Bapaume, Cambresis, Chatelet, Dourlens und Hesdin erobern wolte. Doch müssen wir voraus setzen, daß die Allirten zu aller dieser Zeit mit dem Wechsel des Glücks nicht hätten kämpfen dürffen, welchen sonst der Krieg gar sehr unterworffen ist; oder daß ihnen die Feinde keine diversion gemacht hätten, welches in Brabant gar leicht geschehen können, weil ihnen solches jederzeit offen bleibet.

S. 21. Schwierigkeit die Summe zu passiren.

§

Wenn

Wenn die Allirten von allen diesen obgedachten Plätzen werden Meister seyn, so wird doch das schwerste noch vor der Hand seyn; denn man wird eine Passage über die Somme vornehmen müssen, welches die alte Bor-mauer vor Frankreich ist, die die Frankosen vormahls gegen Flandern gehabt haben, und wodurch sie sich gegen die grosse Macht der Spanier beschüzet, ehe sie die Bestungen in den Spanischen Niederlanden conquiret haben. Nun ist diese Passage ohne dem sehr schwer, nicht nur wegen der Beschaffenheit des Erdreichs, sondern auch weil sie mit sieben guten Bestungen verwahret ist, wodurch also dieselbe weit schwerer gemacht wird, als alle die Pässe, die man den ganzen Krieg über forciret hat. Und was diese Expedition noch desto gefährlicher und beschwerlicher machen wird, ist dieses, daß man aus den Magazinen zu Arras und Cambray alle Vivres, Ammunition und benöthigte Artillerie wird müssen herausziehen, und zu Lande nachführen, so wohl, damit die Armée in einem ruinirten Lande subsistiren könne, als auch, damit man die Belagerungen zum wenigsten von dreyen Plätzen an der Somme vornehmen könne, ehe man im Stande ist, weitere Progressen zu machen. Und hiezu will ich setzen, daß man wenigstens noch 2. Campagnen werde thun müssen; das sind zusammen sechs.

§. 22. Was noch übrig seyn wird zu thun/
wenn die Somme passiret ist.

Es ist wol nicht zu leugnen, daß wenn man von der Somme bis an Amiens Meister seyn wird, alles übrige in der Picardie, nebst demjenigen Theil von der Normandie und der Isle de France, so zwischen der Seine und Oise lieget, wird unter Contribution gesetzt werden können. Allein, es ist auch wol zu glauben, daß, ehe die Allirten so weit kommen werden, sie durch eine starcke Linie werden auffgehalten werden, welche die Frankosen zwischen Amiens und Compiègne zu ziehen, und die Flüsse Moreüil, Noye, und Aroude dazu zu gebrauchen nicht ermangeln werden, um dadurch das Land vor der Contribution zu bedecken: welche man denn vorher wird forciren müssen, ehe man weiter ins Land hinein dringen kan. Und wenn auch dieses wird geschehen seyn, so werden sie abermahl auffgehalten werden durch die Flüsse Argues und Terrainne, wie auch die Seine und Oise, welche noch schwerer zu passiren sind: Und dieses alles zu überwinden, wird man wenigstens noch 6 andre Campagnen thun müssen, welches zusammen zwölffe sind.

§. 23. Schwierigkeit die Somme bey ihrem Ursprung zu passiren.

Es ist wahr, man könnte auch noch durch einen andern Weg in Franckreich eindringen/
wenn

wenn man die Städte Arras, Hesdin, Dourlens, Amiens, Corbie, Perronne und Bapaume hinter sich liesse, die Somme bey ihrem Ursprung passirte, und die Bestungen St. Quintin und Ham wegnähme: aber alsdann müste man die Flüsse Oise, Serre, Ellette, und Ailne passiren, um die Städte Guise, Ferre, Chauny und Soisson einzunehmen, ehe man die Contribution bis Paris würde ausschreiben können: Und ich glaube, man würde bey dieser letzten Passage nicht weniger Schwierigkeit als bey der ersten finden.

§. 24. Andre Schwierigkeiten, wenn eine Armee auff feindlichen Boden stehet.

Über dieses je weiter die Armee der Allirten in das feindliche Land hinein kommen wird, je mehr Schwierigkeiten wird sie finden, die benöthigte Lebens-Mittel und Kriegs-Rüstung auff Wagen nachzuführen, damit selbige subsistiren könne. Andern Theils werden sich auch die Armeen immer mehr und mehr schwächen, durch die Belagerungen, die sie werden vornehmen müssen, und die Besatzungen, welche sie in die eroberte Plätze werden legen müssen: Dahingegen die Französische Armee durch die Garnisonen aus den weggenommenen Plätzen sich wird verstärcken, und desto leichter subsistiren können, je weiter sie in das Herz des Staats hinein kommen wird: Dergestalt daß eine einzige Schluppe würde

würde capable seyn, die ganze Armee der Allirten zu ruiniren, eben wie der König in Schweden die Seinige in Moscov verlohren hat.

S. 25. Daß die Allirten / wenn sie gleich vor den Thoren der Stadt Paris stehen / noch nicht Meister von Franckreich seyn.

Gesetzt, daß die Allirten alle diese Schwierigkeiten überstanden haben, und daß sie mit einer Armee von 100000. Mann vor den Thoren der Stadt Paris stehen, so mögte ich wissen, ob sie alsdann schon Meister von Franckreich seyn würden? Ich glaube, daß ein jeder verständiger Mensch mit nein antworten wird: Zumaln wenn man bedenckt, daß vormals die Engelländer eben so wenig Meister von Franckreich gewesen, da sie Orleans belagert hatten, welches doch viel weiter im Lande hinein lieget, als die Allirten jemals kommen werden. Denn ich glaube nicht, daß sie sich jemals unterstehen werden, die Seine zu passiren, wo sie sich nicht in Gefahr setzen wollen, durch die erste unglückliche Schlacht alles zu verlieren, wie der Schwedischen Armee in Moscov wiederfahren ist.

S. 26. Daß sie auch Franckreich dadurch nicht werden zwingen können / die Conditiones einzugehen / die sie verlangen.

Ich weiß, man wird sagen, wenn die Allir-
ten einmal vor Paris wären, so wird der Kö-
nig in Franckreich den Frieden mit solchen
Conditionen eingehen müssen, als sie ihm vor-
schreiben werden. Allein, ich antworte hier-
auff, daß dieses noch nicht eine so ausgemachte
Sache, als man sich einbildet. Und damit
man dieses recht begreifen möge, so muß
man zum Grunde setzen, daß grosse Herren
niemals etwas thun, als aus Interesse. Her-
nach so muß man consideriren, ob das Stück
von Franckreich auff disseit der Seine und Mar-
ne, biß an Lothringen, welches ich voraus
setze, daß es in der Allirten Gewalt sey, so
viel austragen würde, als das ganze Spa-
nien und Indien, welches die Allirten prä-
tendiren würden, daß ihnen der König in
Franckreich zum æquivalent desjenigen, was
sie ihm haben abgenommen, abtreten solle.
Wenn dieses ist, alsdann wird man sagen kön-
nen, daß der König in Franckreich auff diese
Conditiones Friede machen werde, weil sein In-
teresse solches erfodern würde.

S. 27. Daß man gar leicht die Macht von
Spanien wieder auff guten Fuß würde
setzen können.

Damit man den Werth von Spanien und
Indien desto besser erkennen möge, so muß man
bedencken, daß ohnaecht der Reichthümer,
welche aus Indien kommen, Spanien den-
noch

noch so arm ist, daß solches Gelegenheit gegeben, dasselbe mit dem Esel aus Arcadia zu vergleichen, welcher mit Gold beladen war, und doch nichts als Diestel fraß; oder auch mit einem Sieb, welches das gute Mehl von sich wirfft, und nichts als die Kleyen behält. Allein, man muß hinwiederum auch gestehen, daß die Armuth dieses Königreichs von nichts anders herrühre, als von einer übeln Regierung, weil die Könige wenig von der Regierungskunst verstanden, und gleichsam im Schlafe gelegen, inzwischen aber die Regierung denen Ministris, die ebenfalls nicht gar zu wachsam gewesen, überlassen haben. Dagegen wenn Spanien so wie Frankreich oder ein ander wol eingerichteter Staat wäre regieret worden, würde man solches in wenig Jahren weit mächtiger, reicher, formidabler, will nicht sagen als Frankreich, sondern als andre Europäische Staaten, haben machen können: Welches auch die Franzosen und andre gar wol wissen. Daher denn der König von Frankreich nicht nur niemals Spanien und Indien vor das bemeldte kleine Stück von seinem Königreich disseits der Seine hergeben würde / sondern ich bin auch versichert, daß er es nicht einmal vor drey Viertel seines Königreichs abtreten würde.

§. 28. Schwierigkeit Frankreich zu nöthigen, daß es Spanien verlasse.

§ 4.

Ich

Ich muß mich wundern über die Leute, die da meynen, wenn nur die Allirten einmal mit einer stärckern Armee, als die Französische ist, in Franckreich eingedrungen wären, würden sie bald Mittel finden, den König zu nöthigen, daß er die Spanische Monarchie dem Käyser abtreten müste. Aber diese Leute bedencken gewiß nicht, daß man den Willen nicht zwingen könne, noch verhindern, daß der König mit seinem Enckel in guten Vernehmen stehe. Das ist wahr, Franckreich würde über Gewalt und Unrecht schreyen, und den Frieden begehren; aber nicht mit solchen Conditionen, daß es Spanien und Indien dem Käyser abtreten würde; das wird es wol nicht begehren: sondern es wird allezeit sagen, daß der König von Spanien nicht von Franckreich dependire, und daß es nicht in seiner Macht ihm dasselbe zu nehmen, und das wird der ander auch sagen. Was ist demnach zu thun? Will man den König in Franckreich nöthigen, seinem Enckel den Krieg anzukündigen, und ihn mit Gewalt heraus zu jagen; Das würde ein lächerliches project seyn, und so heraus kommen wie ein Kinderspiel oder Comcedie, da man den Stock sehr hoch auffhebet, und sachte niederfallen läßt, da denn der ander schreyet, und doch nichts fühlet. Daher alles, was man vernünfftiger Weise von Franckreich würde präcendiren können, dieses seyn würde

würde, daß er seinen Enckel nicht öffentlich beystehen solle, wenn die Alliirten ihn bekriegen und durch die Gewalt der Waffen aus Spanien heraus zu treiben suchen würden. Wir wollen sehen, wie das würde geschehen können.

§. 29. Schwierigkeit in Spanien Krieg zu führen.

Ich weiß gar wol, daß die Alliirten weit mehr Volk und Geld haben, als die Spanier: Aber dagegen muß man auch bedencken, daß ehe ein Mann nach Spanien geliefert wird, es den Alliirten so viel kostet, als wenn die Spanier sechs in ihrem Lande werben. Die Cavallerie ist zu Wasser schwer zu transportiren, und gefährlich durch das Land eines solchen Feindes, wie Franckreich ist, zu wagen, ob er gleich dem Ansehen nach Freund ist. Will man eine grosse Armee in Spanien schicken, so wird sie nicht können subsistiren: ist sie aber klein, wird sie schwerlich das Feld behalten, absonderlich auff der Ebene, da es derselben an Cavallerie fehlen wird. Und wo einmal die Alliirte Armeen werden geschlagen seyn, so wird man zu weit entlegen seyn, derselben zu succuriren, oder sie mit demjenigen zu versehen, was ihr mangeln würde, eine Victorie zu erhalten, oder alle die Früchte davon zu ziehen, welche man ziehen könnte; dahingegen die Spanier bereit seyn würden, alles

90 Curiose Gedanken über den gegenwärtigen
wohl einzurichten. Zu geschweigen, daß man
Frankreich niemals würde hindern können,
ihnen mit Volk und Geld unter die Arme zu
greiffen. Und aus diesen allen schliesse ich,
daß es sehr schwer in einen so entfernten Lande
Krieg zu führen: wenn ich auch die Schelmes
reyen nicht einmal mit rechne, die darunter
vorgehen, dergestalt daß, wenn man meynet,
man hat 12000 Mann in einem so weit entle-
nen Lande, und sie auch wirkklich bezahlet,
man deren nicht einmal 8000, und öftters
kaum 6000 hat; welches hingegen denen Spa-
niern nicht beggnen kan, weil sie auff alles
ein wachsame Auge haben können.

S. 30. Wenn die Allirten gleich Spani-
en werden einbekommen haben/
werden sie doch von Frankreich be-
trogen werden.

Ich setze voraus, daß die Allirten alle die-
se Schwierigkeiten überwunden haben, und
daß sie in Spanien eine stärckere Armee als
die Spanier haben, dergestalt daß diese obli-
girt sind, nur defensive zu gehen, und der Al-
lirten Armee die Passage bey allen engen We-
gen zu disputiren: so folget, daß diese werden
genöthiget seyn, alle Bestungen des König-
reichs durch Belagerungen einzunehmen, wel-
ches ihnen zum wenigsten zwölf Jahr kosten
wird, und eine grosse Anzahl Trouppen, so
wol Belagerungen vorzunehmen, als auch in
die

die eroberte Plätze Besatzungen zu legen. Hierauf nächst setze ich vor aus, daß der Kaiser und die Allirten ruhige Besitzer des ganzen Königreichs Spanien bleiben, und daß Philippus sich muß nach Frankreich retiriren, allwo er eine starcke Stütze finden wird. Alsdann werden die Allirten und absonderlich Engelland und Holland sehen, daß sie in dem ganzen Handel betrogen seyn, und daß sie einen Menschen gleich seyn werden, der zu erst viel Mühe und Kosten angewandt hat, um einen Dieb zu verfolgen, der ihm einen Schatz geraubet hat; nachgehends aber wenn er ihn ergriffen, sich vergnüget, ihm die Schachtel zu nehmen, darinn er solchen geleyget gehabt.

§. 31. Die Ursache / warum die Engelländer und Holländer den Krieg angefangen haben / ist ihr Handel / und die Reichthümer / die sie aus Indien ziehen.

Dieses Geheimniß desto besser zu verstehen, so muß man die Ursachen consideriren, warum die beyden See-Machten den Krieg mit Frankreich angefangen haben. Man wird vielleicht sagen, wie alle Leute, daß es geschehen sey, um den König von Frankreich zu zwingen, daß er die Spanische Monarchie dem Kaiser wieder abtreten solle. Ich hingegen sage, daß es dieses nicht ist, und daß es ihnen vielmehr ganz gleich gilt / welcher von beyden

Caro-

Carolus oder Philippus in Spanien regiere. Man weiß schon längst, daß die Potentaten nichts vor andern thun, es sey denn, daß ihr eigenenes Interesse es erfordert. Spanien ist ein viel zu armes Land, daß man sich so viel Mühe von beyden Seiten deswegen geben sollte. Die grossen Schätze aus Indien finds, welche sonst in Engelland, Holland und Franckreich pfliegen zu fließen. Allein, seit dem Franckreich Spanien regieret, so hat es sich bemühet, die Röhren zu verstopffen, wodurch diese Reichthümer in Engelland und Holland sich ergossen, um sie ganz und gar in sein Land zu leiten. Das ist also die Ursache des Krieges. Dieses voraus gesetzt, wird es leicht seyn zu zeigen, daß diese Reichthümer nicht anders an Spanien kommen als durch die Schiffarth. Hernach ist auch leicht zu begreifen, daß, wenn man den König Philippum aus Spanien heraus jagen wird, man ihm nicht werde wehren können, die besten Sachen mit sich zu nehmen; und absonderlich die Spanische Gallionen mit allen Indianischen Reichthümern in den Französchen Hafen anlanden zu lassen, unter dem Vorwand, selbige in Sicherheit zu setzen, und als Sachen, die ihm als König von Spanien und Indien von rechtswegen zukommen, zu verwahren; wie man ihn denn diese Qualität nicht wird nehmen können, wenn man ihn gleich aus Spanien

nien

nien heraus jaget. Er wird auch Zeit genug haben, indem man ihn zwingt aus Spanien heraus zu gehen, Ordre oder vielmehr Französische Gouverneurs in alle considerable Häfen und Plätze in America zu senden.

§. 32. Daß Franckreich Indien niemals mit guten Willen wiedergeben wird.

Aus diesen allen wird folgen, daß die Indianische Schätze, an statt daß sie durch Spanien passiren sollten, gerades Weges nach Franckreich passiren, und auch daselbst bleiben werden. Und also wird man sehen, daß das Remedium ärger seyn wird als das Ubel, und daß die Engelländer und Holländer nach einem so langwierigen und beschwerlichen Krieg, an statt ihre Sache gut zu machen, selbige noch viel schlimmer werden gemacht haben. Weil man auch aus der Aufführung der Frankosen von mehr als 50. Jahren her gesehen, daß ihr Zweck jederzeit gewesen, sich Spanien oder vielmehr dessen Schätze zu bemächtigen; so darff man nicht glauben, daß, was man auch vor Kriege mit ihnen anfänget, man sie zwingen werde, dasselbige wieder zu geben. Es hat sich viel zu viel Mühe deswegen gegeben, und es wird allemal diesen Bissen gar zu lecker finden, als daß es selbigen so leichtlich und mit guten Willen weggeben solte, es sey nun durch Krieg oder durch Tractaten.

§. 33. Wie

S. 33. **Wie die Allirten Franckreich zwingen könnten, in ihr Begehren zu willigen.**

Allein man wird sagen: was ist denn zu thun, wenn man den König in Franckreich nicht wird nöthigen können, dasjenige, was es an sich gerissen, zu restituiren, man mag auch mit Spanien oder mit Franckreich Krieg anfangen? Soll mans ihm denn lassen? Hier auff antworte ich, daß es in der Engelländer und Holländer Gewalt gestanden und noch stehet, es ihm abzunehmen zum grössten Vergnügen des Käysers und der Allirten: Allein, man müste, den Krieg auff eine ganz andre Art führen, als er bisher geführet ist. Man müste nach dem Exempel unserer Wölffe die Beute angreifen und nicht den Wolff, der solche davon trägt, oder den Schatz dem Dieb aus den Händen reißen, ohn ihn zu zwingen, daß er ihn wieder geben solle. Zu dem Ende müsten die Engelländer und Holländer, indem sie sich vereinigen Franckreich zu bekriegen, ihre grösste Macht zur See in Indien anwenden, und zu Lande in Europa nur defensive gehen; welches ihnen so viel leichter seyn wird zu thun, weil diese beyde Nationen zusammen, wie man versichert, 10 Schiffe, gegen der Spanier und Frankosen eins ins Meer bringaen können: Zu geschweigen, daß ihre Schiffe weit besser besetzt, daß sie mehr

Ma

Matelots haben, und daß sie auch bessere Seeleute als andre seyn; Dergestalt daß sie durch dieses Mittel sich gar leicht in Indien Meister zur See machen, und sich aller Hafen, welche die Spanier und Frankosen in diesem Lande besitzen, bemächtigen könnten, weil selbige mehrentheils nach der gewöhnlichen Nachlässigkeit der Spanier sehr schlecht fortificiret sind; und ich bin versichert, daß auf solche Art der Krieg nicht 5. Jahr würde gedauert haben, da man den König in Frankreich hätte zwingen können, dasjenige herauszugeben, was man verlangt.

§. 34. Man müsse es so machen, daß Frankreich selbst sein Interesse bey dieser Restitution finde.

Dieses wohl zu begreifen, so muß man consideriren, daß, wie gesagt, man sich niemahls einbilden dürffe, man werde durch Tractaten die Prinzen dahin bringen, daß sie etwas thun werden, was wider ihr Interesse ist; indem dieses jederzeit die Richtschnur ihres Thuns und Lassens gewesen ist, und auch jederzeit seyn wird. Noch vielweniger darff man sich einbilden, daß man sie mit Gewalt wolle zwingen, etwas zu thun, welches ihnen mehr Schaden bringen würde, als man ihnen zufügen könnte, indem man sie bekriegeret. Wir haben gezeiget, daß Spanien und Indien zusammen weit mehr werth seyn, als
der

der ganze Schaden austragen würde, den die Allirten Frankreich durch den Krieg in Europa zufügen würde: Folglich können die Allirten dadurch Frankreich nicht zwingen, Spanien vielweniger Indien wieder zu geben. Dieses Principium würde wegfallen, wenn die Allirten Meister zur See in Indien und den Americanischen Hafen wären. Denn weil sie solcher gestalt auch Meister von den Indianischen Schätzen seyn würden, könnten sie dadurch verhindern, daß selbige nicht mehr in Spanien und Frankreich circularten. Wenn nun Frankreich sehen würde, daß es um dieses theure Kleinod, welches ihm jederzeit in die Augen gestochen, gebracht worden, würde es sehr verwirrt darüber werden; Ja, es würde befürchten, daß die Engländer und Holländer, welche so wol Manufacturen in ihrem Lande haben als die Franzosen, die Handlung, welche sonst in Spanien war, in diesem Lande aufrichten, und die Franzosen davon ausschließen möchten. Solcher gestalt würde Frankreich (damit es nicht der Einkünfte, so es sonst aus der Spanischen Handlung gezogen, auf einmal möchte beraubt werden) es ohn Zweifel vor zuträglicher halten, einen Theil der Beute zu salveren, als alles verlieren: dieses aber würde es nicht besser thun können, als wenn es bey Engelland und Holland sollicitirte, Spanien
und

und Indien dem Kaiser wieder in die Hände zu liefern, weil es wohl weiß, daß der Kaiser von den Indianischen Schätzen wenig profitiren würde; indem derselbe weder Hasen, noch Schiffe, noch Matrosen, noch Manufacturen in seinem Lande hat, und folglich genöthiget seyn würde, die Indianische Handlung denen Fremden, absonderlich denen Engländern, Holländern und Franzosen zu überlassen, und das zwar auf demselben Fuß, wie es zur Zeit der vorigen Könige gewesen ist. Das sind also die Ursachen, welche den König würden obligiret haben, den Krieg zu endigen, und die Erfahrung wirds lehren, daß man ihn niemahln auf eine andre Art darzu obligiren wird, die Allirten mögen es auch anfangen, wie sie wollen.

S. 35. Dieser Entwurff ist vormahls bey den Allirten aufm Tapet gewesen.

Man muß bekennen, daß dieser Entwurff vormahls von den Allirten aufs Tapet gebracht worden, nachdem die Holländer im Anfang des 1703. Jahrs sich die Unkosten gemacht und eine Esquadre ausgerüstet, auf welche sie 3000. Mann regulirter Troupen imbarquiret; und zwar so sollte selbige Esquadre, nachdem sie sich mit der Englischen vereiniget, aus 20. bis 25. Kriegs-Schiffen, und 8000. Mann regulirter Troupen, nebst den Schiffen, so die Troupen zu transportiren

tiren nöthig seyn würden, bestehen. Allein, weil die Engelländer sich wegen dieser Ausrüstung keine Unkosten machen wolten, so mußte die Holländische Esquadre, nebst den Troupen, wieder in ihre Hasen zurücke kehren, nachdem sie zu Vorthsmuth länger als 2. Monate auf die Engelländer vergeblich gewartet hatte. Ich will die Ursachen eben nicht anführen, warum dieses Project keine Folge gehabt; weil ich aber vormahls in diesen Landen mich eine Zeitlang aufgehalten, so solte ich zu der Expedition gebraucht werden.

S. 36. Wie die Jalousie, so unter diesen beyden Nationen herrschet / aufzuheben sey.

Obgleich dieses das einzige Mittel gewesen wäre, Frankreich zur Raison zu bringen, wie ich gezeiget, so observirte ich doch gleich verschiedene Umstände, woraus ich wol schliessen konte, daß man nicht alle gehörige Mesures genommen hatte, diese wichtige Expedition glücklich auszuführen. Das erste war, daß man diese Lande nicht durch die combinirte Flotte der beyden Nationen hätte angreifen müssen, wegen der Jalousie, welche nöthwendig unter ihnen über den Fortgang der Entreprise, und der Conqueten, die inan etwa in diesem Lande mögte gemacht haben, entstehen müssen. Denn weil solche nicht hätten in der Gemeinschaft bleiben können, so würde die-
ses

ses alle Anschläge verdorben / und das ganze Dessen gleich im Anfange zunichte gemacht haben. Dieser Schwierigkeit vorzukommen / hätten die Engländer und Holländer durch einen solennen Tractat sich wegen der Partage der Indtanischen Länder vergleichen müssen/dergestalt / daß ein jeder vor sich und durch eigene Macht / wie ers am bequemsten gefunden / selbige hätte einnehmen mögen : daneben hätten sie sich müssen verbinden/eine gewisse Anzahl Schiffe auf diesen Meeren zu unterhalten / um auf die Feinde zu kreuzen und zu capern / wie auch im Fall einer oder ander von den beyden Cronen angegriffen würde / selbigen zu Hülffe zu kommen. Wäre dieses geschehen / so wäre dadurch nicht nur alle Ursache zur Jalousie genommen / sondern auch ein jeder destomehr encouragiret worden / den Krieg mit aller Macht fortzusetzen / weil ihr eigenes Interesse sie dazu angetrieben hätte.

§. 37. Schwierigkeit dieses Dessen mit regulirten Trouppen ins Werck zu richten.

Die andere Hinderniß war / daß man nicht genugsam mit Leuten / und absonderlich Piloten / die der Hafen und des Meers selbiger Lande kundig / versehen war; daß man auch nicht genugsam mit Schiffen und mit Leuten versehen war , welche tüchtig wären gewesen in einem Lande/ da alles auf eine andere Art/

in Europa, practiciret wird / eine Landung zu thun. Die Transport-Schiffe und regulirte Troupen hätten bey dieser Expedition nichts genuset; weil selbige die Art zu leben / zu marchiren und Krieg zu führen in diesem Lande nicht gewust hätten/indem selbige von der Manier/ welche in Europa gebräuchlich/ gar sehr unterschieden ist. Zugeschweigen, daß die Europæer / welche erst neulich in dieses Land kommen / vielen Incommoditäten / und sonderlich den Fenden-Kranckheiten sehr unterworfen sind / so gar / daß sie öftters nicht gehen können. Im übrigen weil man in diesen Landen niemahls in einer ordentlichen Bataille zum Handgemenge kommt / indem man das Volk / so man verlohren , nicht recrutiren kan / so nutzen die regulirten Troupen hier nichts.

§. 38. Man wüßte der Compagnie die Direction bey Fortsetzung des Krieges überlassen.

Allen diesen Schwierigkeiten vorzukommen/ hätten die Engelländer und Holländer mit ihren West-Indischen Compagnien tractiren/ und ihnen den benöthigten Vorschub thun müssen/ Den Krieg in diesen Landen fortzusetzen; auch die Direction und den Profit der Conquæten/ oder ein Equivalent, im Fall durch einen Friedens-Schluß mit Franckreich solche müßten re-
 curret werden. / ihnen überlassen. Es ist
 auch

auch nicht zu zweifeln / daß die Compagnie mit besserer Menage und besserem Succels, als die Staaten selbigen würden geführet haben/ in dem sie die Schiffe auf denselben Fuß / wie die Indianischen Schiffe / würden ausgerüstet haben; und durch Hülffe der Hafen und Colonien / welche sie in diesen Landen haben / hätten sie das Volck erfrischen / auch alles Volck und Schiffe / so sie daselbst zu ihren Diensten hat / herausziehen / und bey dieser Expedition zu Wasser oder zu Lande gebrauchen; diese aber durch neu-ankommende ersetzen / und solche wiederum zu der Speise und Luft des Landes gewöhnen können. Denn man kan wol sagen / daß es mit den Menschen (sans comparaison) fast eben wie mit den Hunden ist, die man in diese Lande schicket / inmassen diese das Jaggen nicht lernen können / wo man sie nicht mit grosser Mühe gewöhnet die Hunde dieses Landes nachzuahmen / da sie denn endlich sehr gute Jagd-Hunde werden. Die Compagnie hätte auch eine grosse Menge Schwarzen / bewaffnete Nachen der Wilden / und Eclaven / welche zur Landung und Verfertigung der Werke bey einer Belagerung sehr nöthig / furniren können. Sie hätten auch die Expedition mit einer guten Anzahl Bombardir-Gallioten / Brigantinen / und andern kleinen Barquen / auch doppelten armirten Chaloupen versehen können / um desto näher an die Küsten zu kommen /

men / wo es nicht gar zu tief / oder auf den Flüssen hinauf zu fahren. Und endlich hätte die Compagnie alle Kriegs-Rüstung und Proviant am leichtesten anschaffen können/welches zu thun die Staaten nicht wären im Stande gewesen.

S. 39. **Wie man sich von dem Indiantischen Meer Meister machen müsse.**

Die Engländer und Holländer / welche diese Expedition jeder vor sich vornehmen sollen / müsten durch eine gute Esquadre aus beyden Nationen combinirter Kriegs-Schiffe soutenirret werden / welche zusammen oder a part in diesen Meeren kreuzen müsten / um selbige von den Schiffen der beyden Cronen rein zu halten / und die Flotten / die sie etwa hinschicken mögten / zu zerstreuen. Allein / sie müsten sich nicht aufhalten / Colonien oder Inseln / welche die Franzosen daselbst besitzen / einzunehmen / weil selbige wenig helfen würden ; woforne man nicht nöthig hätte / sich der Hafen zu bedienen / und dahin Schiffe in Sicherheit zu bringen / um selbige mit benöthigter Provision zu versorgen / und sie zu kalfatern und auszubessern.

S. 40. **Man kan sich Meister von der Handlung machen / ohne die Plätze / wo solche ordentlich getrieben wird / einzunehmen.**

Es ist beyläuffig alhier zu mercken / daß man

man eben so wenig obligiret ist/ durch hartnäckige Belagerungen diejenigten Spanischen Häfen einzunehmen / wo die vornehmste Handlung in diesem Lande getrieben wird. Denn es ist ein Commercium ambulatorium, das heißt / welches an keinen besondern Ort gebunden ist: also würde es genug seyn / selbige zu Wasser zu bloquiren/ und zu verhindern/ daß die feindlichen Schiffe nicht hinein können. Gleiches gestalt würde es nicht nöthig seyn / sich der Gold-Minen / Bestungen und Colonien der Spanier / so etwas weit im Lande hinein liegen / zu bemächtigen. Es würde genug seyn / daß die Allirten Meuter von der See und den vornehmsten Häfen / wie auch Einflüssen der Ströme / wären: denn alsdenn würden die Einwohner des Landes / so wohl Indlaner als Spanier / indem sie aus dem ordentlichen Häfen keine Europäische Manufacturen mehr bekommen könnten / genöthiget werden / in diejenigten Häfen zu kommen / welche die Allirten etwa längst der Küste oder beym Einfluß der Ströme zur Handlung würden erwehlet haben / und hierdurch würde man nach und nach die Handlung der Feinde vermindern / und sie unvermerckt an sich ziehen.

§. 41. Wie man sich leicht durch hölzerne Vestungen daselbst fortificiren könne.

Es ist noch zu mercken / daß es desto leichter ist / in diesem Lande Colonien aufzurichten /

sich der Einflusse der Strohme zu bemächtigen / und etliche Hasen zu fortificiren / weil man in weniger Zeit und mit wenigen Kosten hölzerne Bestungen aufbauen kan / da die behauene und dicke an einander in die Erde ein geramte Bäume denen Canonen widerstehen / dergestalt / daß man nicht nöthig hat / weder einen Graben zu machen / noch einige Erde aufzuwerffen / noch eine Mauer zu ziehen. Und hiervon kan der Sr. du Casse mit seiner ganzen Esquadre, welche er A. 1689. in diesem Lande commandirte / ein Zeugniß ablegen: denn nachdem selbiger eins von solchen hölzernen Bestungen in der Colonie von Barbice, darinn nicht 100. Mann waren / erstlich mit 8. Canonen und 2. Mörsern 14. Tage lang / und nachgehends mit seiner ganzen Esquadre Kriegs-Schiffe / welche er so weit der Bestung sich nähern ließ / daß er von dem Mast-Korb Granaden hinein werffen konte / beschossen lassen / dennoch ohngeacht des continuirlichen Feuers / welches alle seine Schiffe in die 6. Stunde lang machten / nicht einmahl eine einzige Pallisade von ihrer Stelle gewancket hat. Man kan auch noch die Stunde ein Haufen Canon-Kugeln sehen / die in das Holz dieser Pallisaden hinein gedrungen sind / nicht anders / als wie man die Köpffe von den Nageln in dem Holz einer Thüre sitzen siehet. Ja / man siehet auch die Merckmahle vieler andern / die wieder zu rücke

riete geprallt sind / 4. mahl weiter als der Ort von wannen sie abgeschossen. Ich bin versichert / daß man dieses nicht glauben würde / welches ich mit meinen Augen gesehen habe / wenn ich nicht so viel Zeugen davon hätte.

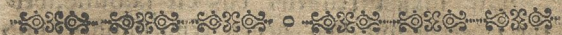
S. 42. Wie man Franckreich durch andere Mittel schwächen kan.

Man muß bekennen / daß die Jalousie, welche jederzeit zwischen denen Engländern und Holländern geherrschet hat / und auch jederzeit bleiben wird / viel der gemeinen Sache nützliche und heilsame Anschläge zunichte gemacht hat; wie denn auch dieses jederzeit das Mittel seyn wird / wodurch sich Franckreich salviren / oder in seinem Vorhaben reusiren wird; Denn es waren die Allirten ungleich stärker zur See / als die Franzosen / und hätte sie also nichts hindern können / Franckreich zu Wasser anzugreifen / anstatt / daß man zu Lande mit einer Armée hinein dringen wollen. Daher / wenn man ihm seine Hafen und See-Bestungen / welche die Nervi seines Staats und seiner Commercien sind / weggenommen hätte / man Franckreich mercklich hätte schwächen können / da hingegen die Allirten sich nach und nach Meister von seiner See-Macht und Commercien gemacht hätten. Denn man kan leicht begreifen / daß / wenn man Meister ist von der See-Kante / man auch Meister ist von den Hafen / Schiffen und Matrosen / die daselbst

S 5

woh-

wohnen. Und durch dieses Mittel hätten die beyden Nationen ihre See-Macht vermehren und die Französische vermindern sollen: denn wären sie solcher gestalt Meister zur See gewesen / so hätten sie mit der Handlung nach ihrem Gefallen disponiren / und sich folglich zu Lande recht formidabel machen können.



III.

Caractere des Herzogs von Ormond.

Der Herzog von Ormond ist ein Ir-
länder von grosser Extraction. Der
König William war ihm nicht gemo-
gen / weil er ein heimlicher Jacobite
war. Aber bey der Königin Anna ist er jeder-
zeit in Gnaden gestanden / ob er gleich nicht von
der Partis gewesen / welche sonst bey Hofe die
Ober-Hand gehabt. Denn er ist ein Thory,
und der Englischen Kirche zugethan. Vorhin
war er Vice-Roy in Irland: als aber der Her-
zog von Marlborough fiel / so ward er General
der Englischen Troupen in den Niederlanden.
Er wird beschrieben als ein Mensch / der viel
Hohes und viel Niedriges in seinem Wesen hat:
bey welchem alles excessiv, so gar auch seine
Generosität / die eben deswegen / weil sie sich
gar

gar zu weit erstrecket / die Gränzen der Zu-
gend überschreitet. Die Verdienste seiner
Tapfferkeit / sagt man / bekommen ein Ge-
gen-Gewichte durch den Mangel der Conduite:
Daher er sich öftters Lob und Tadel zu gleicher
Zeit zuwege bringet. Er ist demüthig in seinen
Manieren / und hoffärrig im Grunde des Her-
zens. Er läßt sich lencken durch seine Favoriten/
wird aber in der Wahl derselben zum öfttern be-
trogen. Die Liebe ist jederzeit seine Haupt-
Passion gewesen / welcher er sich ganz und gar
ergeben.

Seine Gemahlin hat das Ansehen einer tu-
gendhafften Dame: sie ist von einem sehr ange-
nehmen / doucen und modesten Wesen; und
man sollte gedencfen / daß sie durch so viel
Annehmlichkeiten / welche sie besizet / würde
alle Herzen gewinnen können; und dennoch
hat sie nicht einmahl das einige recht bewegen
können / welches sie zu bewegen sich bemühet.
Die Verläumdung / welche die Jugend selbst
kaum verschonet/hat ihr niemahls etwas anha-
ben können. Alles / was man ihr Schuld giebt/
ist / daß sie das Sptel ein wenig zusehr liebet /
durch welches sie sonder Zweifel den Verdruß/
welchen die Unbeständigkeit und Untreue ihres
Gemahls ihr verursacht / ein wenig zu vertrei-
ben suchet.

Dieser ihr Gemahl begehet hierinn solche Ex-
cesse, daß sein Serrail, wol eher fast eben so sehr
an-

angefüllet gewesen / als des Groß-Sultan sei-
 nes. Sein Plaisir bestehet in der Veränderung:
 er spahret auch nichts zu seinen Zweck zu gelan-
 gen; und weil das Geld das beste Mittel dazu
 ist / so verschwendet er solches im Überfluß.
 Die Unterhändler sind allezeit bereit / ihm artige
 Personen auszukundschaften / hat etwa ein
 Bürger eine artige Frau geheyrathet: ist etwa
 eine artige Jungfer ihrer Eltern beraubet / so
 lauffen sie alsofort / und statten Sr. Großheit
 Bericht davon ab: die Französische Diener
 führen sie ihm zu; und einlge werden belohnet
 wegen ihrer Nachricht / andere erhalten sich
 durch ihre Dienstfertigkeit und Sorgfalt in sei-
 ner Gnade. Aber dasjenige / was dieser Herr
 Gutes und Großmüthiges an sich hat / beste-
 het darinn / daß er niemahls eine von seinen
 Maitressen fortschicket / ohne ihr so viel zu ge-
 ben / daß sie die übrige Zeit zu leben habe. Es
 sind einlge darunter / denen er auch schöne Län-
 dereyen gegeben hat.

Seine lzige Favoritin ist ein Frauenzimmer
 von hoher Geburth: und was das abscheulich-
 ste ist / so hat er sie von ihrer eigenen Mut-
 ter / nemlich der Madame Marie Weere, vor
 eine grosse Summa Geldes bekommen / die er
 ihr alsofort gezahlet / und 2000. Thaler Ren-
 ten / die er der Tochter zu geben versprochen.
 Diese gottlose Mutter hat sich auch nicht ge-
 schämet / die Gunst des Herzogs denenjenigen zu
 ver-

verkauffen / die durch sie von ihm etwas haben erlangen wollen. Sie ist so grausam gewesen / daß sie 60. Pfund Sterling genommen von einem armen Poeten (nemlich den Mr. Farquhar, welcher Englische Comœdien gemacht) der ihr alles opffern müssen / was er mit seinem Kopff verdienet / um einen schlechten Dienst zu erhalten. Die Französische Diener freueten sich / wie dieses Weib starb / weil sie ihnen den Profit vor dem Maule weggenommen / indem die Unterhändler sich an sie selbst adressirten.

Wenn der Herzog nach seiner Statthalterschaft in Irland gieng / so mußte seine Gemahlin diesen Schurcken grosse Summen Geldes geben / damit sie nicht zurücke gelassen würde; und nachgehends hatte sie doch den Verdruß / daß sie von ihrem Gemahl negligiret ward; indem er sie ganze Tage alleine ließ / und sich lieber einschloffe / an seine damahlige Maitresse zu schreiben / als daß er ihr Gesellschaft geleistet. Er ist auch nicht vergnügt gewesen / wenn er diese Schöne nicht hat zu sich kommen lassen: aber ich hat sich die übermäßige Liebe etw. wenig verringert / und er ist wieder auf seine vorige Unbeständigkeit verfallen.

Es ist Schade / daß niemand so viel Güte vor ihn hat / und ihm bey dieser Gelegenheit die Verdienste seiner Gemahlin zu erkennen giebt /

giebt/ und was sie durch seine Ausschweifungen so viel Jahre her ausgestanden; um ihn dahin zu bringen / daß er sich so gegen sie erweise / wie sie es verdienet. Es wäre Zeit/ daß er dieses thäte/ denn er ist eben kein Jüngling mehr: Doch wäre es noch nicht zu spät / und durch diese Besserung könnte er alles vorige wieder gut machen; weil man solcher gestalt sehen würde / daß vielmehr seine Schmarozer / als er selbst/ Schuld daran gewesen. Denn es ist gewiß/ daß sein Naturell sehr gut ist / und wenn er guten Leuten wäre in die Hände gerathen / würde er Wunder Dinge gethan haben. Allein/ so lange er sich von denen wird regieren lassen / die ihn iso besitzen / darff man keine Besserung seiner Conduite erwarten: Venn es ist ihnen gar zuviel daran gelegen / daß er in solchem Schlummer liegen bleibe / darinn er nun etliche Jahr her gleichsam begraben gewesen. So wird der Caractere dieses Herrn beschrieben in der Atalantis, oder den Memoires secrets de la Noblesse d' Angleterre, welche A. 1709. in Englischer Sprache in 3. tomis herausgekommen / und wovon der erste tomus ganz neulich ins Französische übersezet worden.

*Intriguen, wodurch Straßburg
an Frankreich übergangen.*

So Ederman weiß / daß der König von
Frankreich A. 1681. mitten im Frieden
die unvergleichliche Grenz-Bestung und
Vormauer des teutschen Reichs / nemlich
die Stadt Straßburg / ohne Schwerdt-Schlag
und durch eine besondere List einbekommen ha-
be. Allein / die eigentlichen Umstände und ge-
heime Intriguen / wodurch diese unblutige Con-
quete gemacht worden / sind den wenigsten
bekannt. Louvois, welcher seinen König auch
die Reunions-Kammern in den Kopf gesetzt /
und zu manchem ungerechten Unternehmen sel-
bigen verleitet hat / war Meister von diesem
Kunst-Stück. Er brauchte aber / dieses grosse
Werck auszuführen / folgende Kunst-Griffe:
Er verkleidete sich / verbarg seinen Ritter-Or-
den unter einen Surtout, setzte sich zu Versail-
les auf die Post / hatte auch niemanden bey sich
als einen schlechten Laquayen / und begab sich
also incognito nach Straßburg. Als er auf
dem flachen Felde unter den Stücken der Stadt
ankommen war / fand er die Carosse des Ober-
sten Bürgermeisters zu Straßburg / welche
ihn erwartete. Damit er nun nicht mögte erkenne
wer-

werden / so setzte er sich in selbige hinein / und befahl seinem Laquayen / welcher sich in einen Roß-Kämmer verkleidet hatte / daß er mit 2. Pferden voraus reiten solle und zum weissen Kreuze logiren / sich auch daselbst so lange aufhalten / und thun / als wenn er mit Pferden handelte / bis er ihm den Tag und die Stunde seiner Rück-Reise zu wissen machen würde.

Mr. de Louvois ward also zu dem Obersten Bürgermeister geführt / welcher unterdessen Mittel gefunden hatte / seine Frau und Kinder an die Seite zu schaffen / indem er sie auf sein Land-Gut geschickt / welches 3. Meilen von der Stadt gelegen war / und niemand bey sich behalten hatte / als einen Diener / der ihm sehr getreu war. Die andern Rath's-Personen / welche mit um die Berrätherey wußten/mußten sich des Nachts auch dahin begeben : so bald sie nun versammelt waren / so fieng man die Negotiationen an. Mr. de Louvois machte alsofort den Anfang von den grossen Vortheilen und Belohnungen / welche Se. Majestät ihnen vorbehalten hätte / nachdem die Sache / welche sich selbige aufs höchste angelegen seyn lieffen / würde zur Richtigkeit gebracht seyn. Um aber die Sache kurtz zu machen / und die Contrahenten desto leichter zu gewinnen / so setzte er zu allen diesen Kennzeichen der Gnade und Danckbarkeit einen Beutel mit 500. Louis d'Or hinzu / mit welchem er einen jeden unter ihnen be-

beschencfte. Wie er solchen präsentirte, sagte er lächelnd zu ihnen: *Se. Maj.* wäre nicht so reich / daß er die grosse Obligations, so er gegen sie hätte, bezahlen könnte; Doch hätten sie zum wenigsten mit einem solchen Prinzen zu thun, welcher nicht ermangeln würde/ wennes auch schlimm abliesse/ sie zu grossen Herren in Frankreich zu machen.

In der vierten Conference vergliche man sich endlich, daß *Mr. de Louvois* sich obligirte, dem Obersten Bürgermeister 400000. livres, denen übrigen Vorstehern aber, Bürgermeistern und Raths-Personen, so an der Verrätherey mit Theil hatten, jeden 300000. zu zahlen. Vermöge dieses Vergleichs nun und dieser Summen solten die Schlüssel der Stadt ihm eingehändiget, und die Stadt der Französischen Gewalt und Herrschafft übergeben werden: welches denn geschehen solte den 23. Oct. An. 1687. als an welchem Tage *Se. Maj.* dero Einzug in selbige halten wolten. Im übrigen versprach *Mr. de Louvois* bemeldten Raths-Personen auch, ihnen auff Unkosten des Königs Frey-Wohnungen zu geben, von dem Tag an, da sie zu Paris würden ankommen seyn, und versicherte sie der Gnade und des Schutzes *Sr. Maj.* wider alle, die wider ihre Freyheit etwas vornehmen würden. v. *Les Bornes de la France reduites à la Paix des Pirenées* p. 61. sq.

H

V. Mis.

V.

Mißlungene Liebes-Intrigue ei-
nes gewissen Herzogs aus Teutschland
und einer verlobten Braut
in Italien.

Sie befunden sich in dem vorigen Ita-
lianischen Kriege, nach geendigter
Campagne, am Savoyischen Hofe ver-
schiedene Fürsten aus Teutschland und
Italien, wie auch Generals und andre hohe
Officiers, welche auff die Last und Hitze, so
sie den Sommer über im Felde getragen, sich
einige Erquickung zu machen, und den Wint-
ter mit allerhand Lustbarkeiten zu passiren
suchten. Unter andern war auch daselbst ein
großer Herzog (E. v. B.) aus Teutschland,
welcher nicht weniger conquieten unter dem
Fähnlein der Venus als des Martis zu machen
gewohnt war. Derselbe ward einsmals un-
ter den Töchtern des Landes, welche der Für-
wis angetrieben hatte, diesen Prinzen spei-
sen zu sehen, eine junge Kauffmanns-Tochter
gewahr, welche eins von den schönsten Frau-
enzimmern in ganz Turin war. Er warff
alsofort ein Auge auff sie, und sie hatte die
Ehre, daß er ihr selbst einen Teller mit Früch-
ten reichte. Sie nahm das Präsent ganz be-
schämt an, und indem sie darüber erröthete,
so wurden ihre Charmes nicht wenig vermeh-
ret.

ret. Der Herzog gab ihr ein heimlich's Zeichen mit den Augen, und wies ihr unvermerckt einen Diamant von grossen Werth, welchen er am Finger hatte. Sie würde bey einer andern Gelegenheit die Partie, welche ihr der Herzog durch diese stumme Sprache präsentirte, nicht ausgeschlagen haben; aber sie war vor kurzer Zeit mit dem Secretario des Käyserlichen Ambassadeurs am Savoyischen Hofe versprochen. Diß war ein Glück welches ihre Schönheit ihr zu wege gebracht hatte, und sie hatte sich wol niemaln eine so vortheilhafte Partie eingebildet, ob sie gleich noch so viel Annehmlichkeiten hatte. Also gab sie nichts auff dasjenige, was ihr der Herzog sagen wolte, und welches er ihr durch einen Vertrauten im Heraus gehen noch deutlicher zu verstehen gab; sondern warff alles, was selbiger ihr feinetwegen vortrug, ganz weit von sich. Der Herzog war nicht gewohnt, sich also fort abschrecken zu lassen. Er pflegte zu sagen, ein Plas der den ersten Sturm aushält, widerstehet dem andern und dritten nicht. Deswegen schrieb er des andern Tages Morgens an die schöne Kauffmanns-Tochter mit eigner Hand folgendes billet:

Annehmliches Frauenzimmer. Ihr werdet ohn Zweifel gestern verspüret haben/ was eure Schönheit vor eine Würckung in meinem Herzen gehabt hat. Wenn

ich eine Person wäre / welche euch alle Tage besuchen und eine vollkommene Liebe bey euch anspinnen könnte / so wolte ich mich hierin emsiger bezeigen / als jemand anders / er sey auch wer er wolle. Allein, ihr begreiffte gar wol / daß sich das nicht thun läßt: Wenn demnach der Diamant / welchen ich euch gestern gezeigt / nebst 2000. Thalern, euch bewegen kan, meine Conuersation auff eine Stunde zu leiden / (ihr verstehet schon was dieses sagen will) so dürfft ihr nur Zeigern dieses folgen, welcher euch bey dem Eintritt der Nacht abfordern wird. Ich lasse euch einen ganzen Tag Bedenckzeit / und erwarte euch mit Schmerzen.

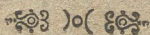
Dieser Brief machte ihr tausend Gedanken. Sie hätte wol gerne den Diamant und die 2000. Thaler gehabt: allein, weil der Herzog eben nicht vor gar zu verschwiegen passierte, so besorgte sie, ihr Liebster, der Secretaire möchte hinter das Geheimniß kommen. Wie sie noch darauff gedachte, was sie thun wolte, so trat ihr Galant hinein. Sie kunte ihm ihre Unruhe nicht verbergen, und er fragte sie so lange um die Ursache, biß sie ihm das billet des Prinzen zeigte; welches Opfer sie ihm denn gar hoch anrechnete, und dabey ihre Beständigkeit heraus striche. Allein, dasjenige Neze, wodurch sie diesen Liebhaber

haber auff's neue zu fangen vermaynte, ge-
 reichte ihr selbstem zum Fallstrick. Was sie
 ihm vorsagte, machte ihm eine Lust, zu versu-
 chen, ob sie es einer Person, welche sie vor
 verschwiegener als den Herzog hielte, und
 von welcher sie nicht konte erkannt werden,
 abschlagen würde. Er gieng demnach zu ei-
 ner von solchen Weibern, welche ein Hand-
 werck davon machen, daß sie junge Wei-
 bes-Büder verführen, und both ihr 10 Pi-
 stolen, wenn sie die bemeldte Schöne be-
 reden könte, ihm dasjenige zu verstaten, war
 er wünschte: und damit er seine role desto
 besser spielen möchte, so gab er sich vor einen
 Reisenden aus, der nur durch passirte, in-
 dem seine Affairen ihn nöthigten, morgendes
 Tages nach Rom abzureisen. Über die 10.
 Pistolen hatte er einen Beutel mit 100. Louis
 vor die Kauffmanns Tochter, in welche er
 sagte, daß er sterblich verliebt wäre, nachdem
 er sie einmal in der boutique gesehen. Sie
 gieng eben heraus, dem Boten des Herzogs
 zum andernmal Antwort zu geben, und sei-
 nen Antrag großmüthig abzuschlagen, als die
 Alte (welche schon 2. Pistolen voraus bekom-
 men hatte) hinein trat, sie zu verführen. Sie
 verwarff alsofort die angebothene 100. Louis
 ganz verächtlich, und sagte, sie würde wol
 ihre Ehre nicht einer so geringen Summa
 auffopffern, da sie nicht einmal hätte 2000.

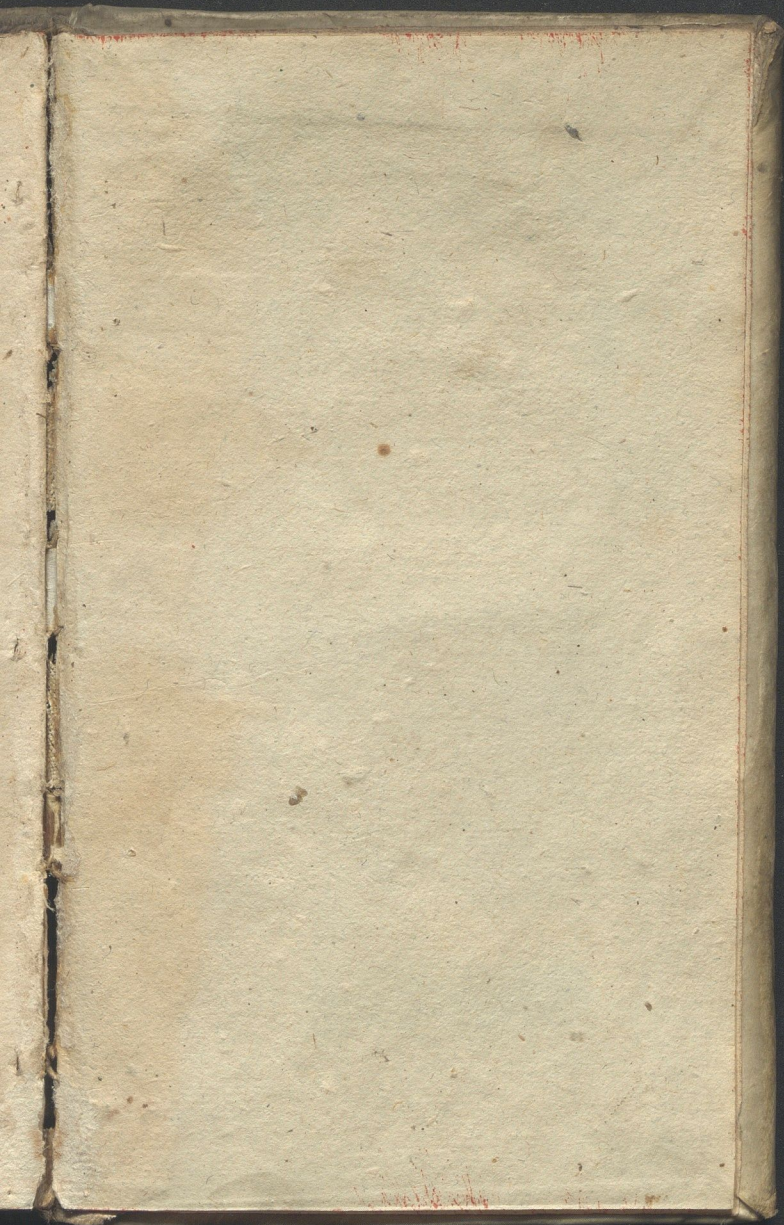
Thaler, nebst einem kostbaren Diamant, von dem Herzog v. B. nehmen wollen. Allein, diese Frau, welche sich auff ihr Handwerk wol verstand, stellte ihr vor, daß hier ein großer Unterschied wäre, und daß der Fremde nicht nur verschwiegener, sondern auch des folgenden Tages nach Rom abrensete, daß er also weder Zeit noch Gelegenheit hätte, dasjenige, was er von einer Person, die er kaum kennete, genossen, auszusprechen. Das gute Mensch ließ sich endlich verleiten: denn weil sie Geld zu ihrer vorhabenden Heyrath gebrauchte, so wolte sie eine so sichere und bequeme Gelegenheit 100. Louis d' Or mit so geringer Mühe zu verdienen, nicht aus den Händen lassen. Sie folgte der Alten biß in ihr Haus, allwo der unbekante Secretaire sie erwartete. Damit er desto besser reuschiren möchte, so hatte er die Vorsichtigkeit gebraucht, die Schöne in der Kammer ohne Licht zu empfangen, weil er sagte, es wäre ihm sehr daran gelegen, daß er nicht erkannt würde. Seine Sprache verriethe ihn auch nicht, denn er wande die Zeit, da er mit der Jungfer alleine war, zu ganz andern Sachen, als zu discoursen an: als er aber fertig war, foderte er Licht. So bald als er redte, deuchte ihr, daß sie die Stimme kante: aber wie sehr erschrack sie, als ihr das Licht ihren Liebsten zu erkennen gab. Denn weil sie ihr Absehen auff eine Heyrath gerichtet gehabt, so hatte sie sich allezeit überaus erbar
und

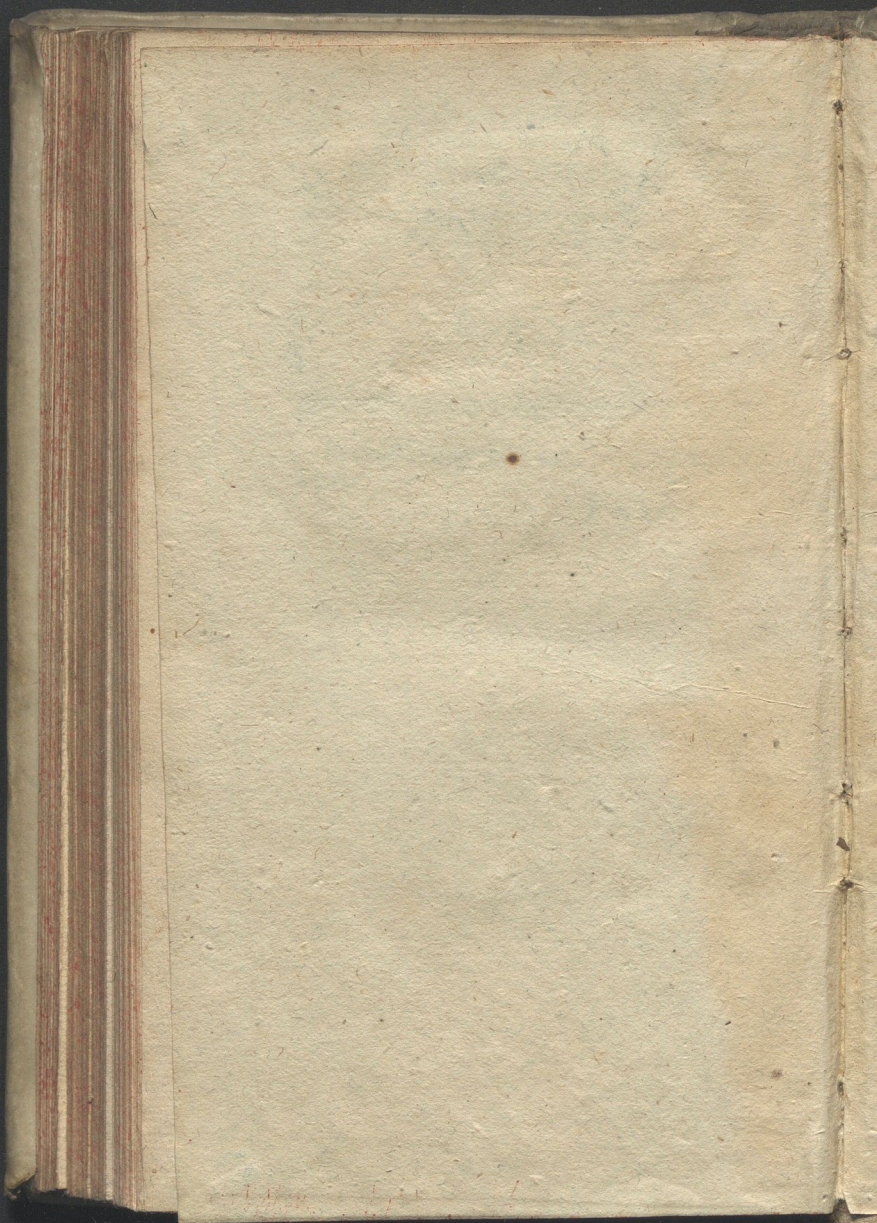
und sittsam gegen ihn auffgeführt: also kan man leicht gedencken, in was vor Bestürkung sie diese Begebenheit versetzet. Sie muste den Augenblick die 100. Louis wieder heraus geben, die er ihr anfangs gescheneckt hatte, und warff er ihr nur einen davon hin, und sagte, er wolte sie als eine Courtisanin und nicht als ein honetes Frauenzimmer bezahlen: Und nachdem er auch der Alten, die ihm so gute Dienste gethan, die versprochene 10. Louis bezahlet hatte, so gieng er fort, und schwur, daß er jene nimmermehr mit Augen sehen wolte. Er breitete es nachgehends selber überall aus, was ihm begegnet war, und brachte also das Mägdgen um ihre ganze Wohlfahrt. Denn weil diese sache, daß sie dergestalt berüchtiget, und von ihrem Liebsten verlassen ward, da er sie eben heyrathen wollen, so ergab sie sich aus Verdruß und Verzweifelung einem liederlichen Leben, und ward in kurzer Zeit eine öffentliche Hure. Hieraus können die Schönen lernen, wie sie den attaquen, die man an ihre Ehre und Keuschheit thut, mit mehrer Vorsichtigkeit widerstehen

müssen. v. la Gverre d' Itallie p. 81. 199.









No 2258.

8

8

ULB Halle

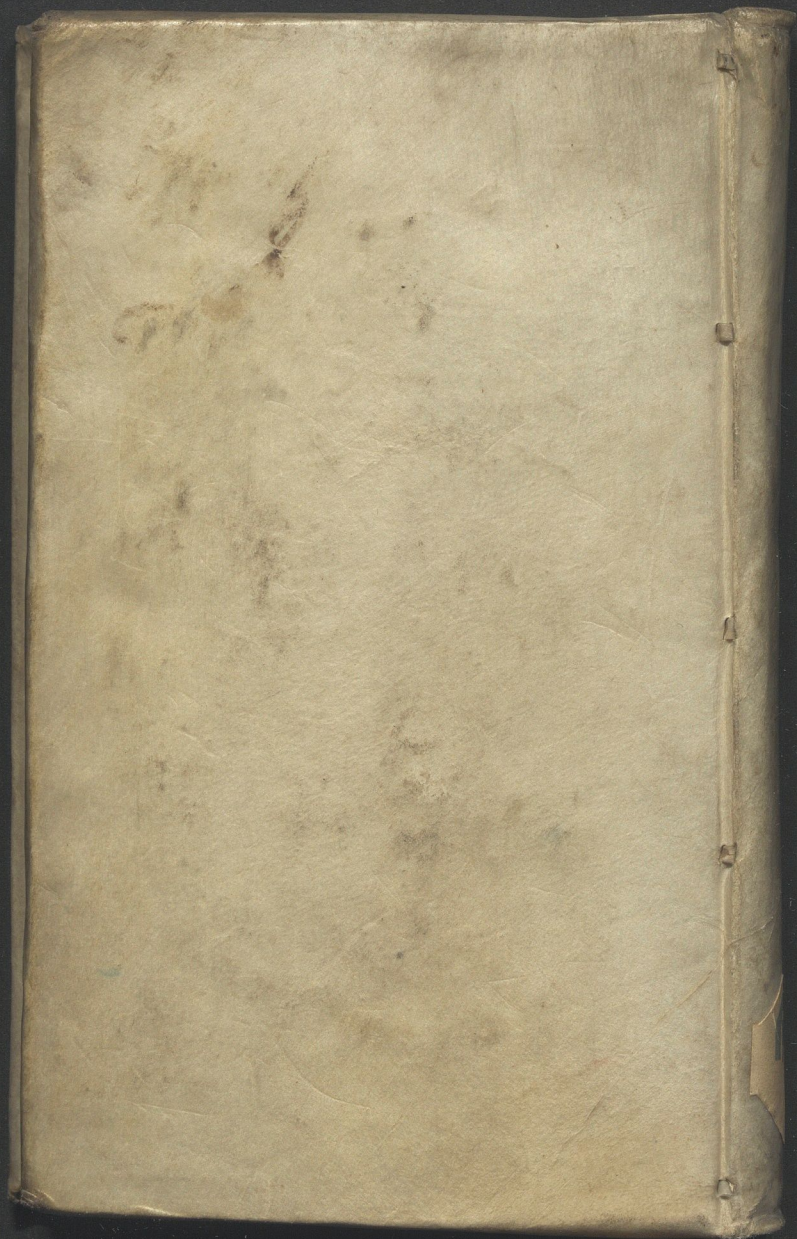
3

008 863 067



2258





Geheimes

CABINET

darum allerhand

Staats- und Liebes-

xrite

colorchecker CLASSIC



Fälle

risch
en

oires und

ichte der

Gedanken

ccessions-

Orinond.

Francreich

Intrigve

einer

Leipzig /

bey Friedrich Panckschen seel. Erben. 1713.

